Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

eft 2 1937
Januar

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Erscheint in Berlin
vierzehntägig



Aufnahme
Franz Baumeister

Inhalts-Übersicht

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Eltern, benutzt die pädagogische Sprechstunde der „Reichs-Elternwarte"!

Um den Beziehern unserer Zeitschrift in allen Fragen der Erziehung, allen Nöten und Sorgen um ihre Kinder, rechte Antwort geben zu können, haben wir namhafte Pädagogen aller Schulrichtungen verpflichtet, die sowohl mündlich als auch im Briefdienst Fragen aus unserem Bezieherkreis beantworten. Die Beratung erfolgt selbstverständlich **unentgeltlich**, im Briefdienst bitten wir der Anfrage lediglich das Rückporto sowie den Bestellschein (der mit der Antwort zurückgegeben wird) beizulegen. Die Anfragen sind zu richten an die Schriftleitung der „Reichs-Elternwarte", Abt.: pädagogische Sprechstunde, Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstr. 17/18.

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

Inhaltsangabe des bisher erschienenen Teiles:

Edith Volkhagen, die Frau des Tierarztes in Kawitz, erfährt von dem Befund der Ärzte, daß sie keine eigenen Kinder haben kann. Mit diesem Urteil kann sie sich nicht abfinden, darum bestürmt sie ihren Mann, ein elternloses Kind als eigenes anzunehmen. Ihr Mann ist grundsätzlich damit einverstanden und rät ihr, in einer Zeitschrift Umfrage zu halten. Seine Frau jedoch kann die Ungeduld nicht mehr zügeln; sie möchte das Kind sofort haben. Der Tierarzt weiß, daß seine Frau herzleidend ist, darum wagt er ihr auch diesen Wunsch nicht abzulehnen. Er fährt mit ihr schon am nächsten Tage in ein Waisenhaus, wo Edith Volkhagen ihr Herz an einen kleinen Jungen verliert.

(1. Fortsetzung)

Als die Herren sich im Amtszimmer gegenüber saßen, war es dem Tierarzt eigen zu Mute. Der Anstaltsarzt sah unentschlossen auf, als müsse er nach Worten suchen. Endlich sprach er zögernd:

„Ich weiß nicht, Herr Kollege, ob Ihre Frau die rechte Wahl trifft. Gewiß, es ist ein liebes Kerlchen, ist auch gesund. Und doch —: ich weiß nicht, ob ich Ihnen raten darf, dieses Kind zu adoptieren. Wir wissen über die Herkunft dieses Kindes zu wenig; genau genommen, nichts. Nur ein Gerücht. Aber dieses Gerücht ist wenig geeignet, gerade Ihnen diesen Knaben zu wünschen." Schneller setzte er hinzu: „Seine Mutter ist ein unbekanntes Landmädchen, dem die Eltern früh gestorben sind. Kurz nach der Entbindung erkrankte sie schwer. Aber langsam genas sie. Als wir sie schon entlassen wollten, las sie, wie eine Schwester beobachtete, in der Zeitung zufällig von der Hinrichtung des Raubmörders Schurff in Stettin. — Sie erinnern sich? — Nach den Aussagen der Stationsschwester soll sie dann plötzlich mit starrem Blick immer nur auf diese Zeitungsnotiz gesehen haben. Gegen Abend stellten sich dann bedenkliche Fieber ein, denen eine Herzschwäche folgte. Sie ist dann nach wenigen Stunden gestorben. Wir legten der Schwester für diesen Fall ein besonderes Schweigegebot auf und stellten Nachforschungen über etwaige Zusammenhänge an. Aber irgendeinen Anhalt für den von uns gefaßten Verdacht fanden wir nicht. Eigenartig war es uns nur gewesen, daß das Mädchen trotz guten Zuredens nicht zu bewegen war, den Namen des Vaters anzugeben. Es war auch nicht zu ermitteln, mit wem sie Umgang gehabt haben könnte."

„Sie glauben demnach, daß der Vater des Jungen mit dem Raubmörder Schurff identisch sein könnte?" fragte stockend der Tierarzt.

„Nach dem eigenartigen Verhalten der Mutter wäre das nicht von der Hand zu weisen. Allerdings stehen dem auch wieder ernste Bedenken gegenüber. Sie hat keinerlei Aeußerungen getan, aus denen wir schließen können, daß der Mörder auch wirklich der uneheliche Vater war. Aber rätselhaft mußte dieser Fall für uns doch bleiben. Die Dienstherrschaft, bei der die Mutter früher in Stellung war, schildert sie als ein einfaches und gesundes Landkind, stets fleißig, froh und bescheiden. Bis zum Zeitpunkt ihrer Einlieferung in die Entbindungsanstalt habe man auch keinerlei seelische Konflikte bei ihr wahrnehmen können. Und doch. — Die bestimmte Weigerung, den Namen des Erzeugers anzugeben! — Sie ist nach schwerer Krankheit auf dem Wege zur Besserung, da liest sie die Zeitungsnachricht. — Plötzlich Rückschlag, Anzeichen einer schweren Nervenkrise, darauf Herzschwäche und Tod. Sagen Sie selbst, Herr Kollege, mußte dieses eigenartige Zusammentreffen uns nicht zu diesen Annahmen führen?"

„Das ist allerdings sehr wahr", bestätigte der Tierarzt ernst. „Indessen, kann die eben überstandene Krankheit nicht die Urteilskraft des Mädchens getrübt haben? Ja, kann sie nicht die Neigung zu Halluzinationen erst wachgerufen haben?"

„Gewiß, Herr Kollege, auch diese Annahmen haben ihre Berechtigung. Sie dürften für den Augenblick aber doch wohl nur mindere Bedeutung haben?"

Volkhagen biß sich auf die Unterlippe. Eine tiefe Falte auf der Stirn ließ erkennen, daß er angestrengt nach einem Ausweg suchte.

„Sie könnten recht haben! Hm. Na, jedenfalls bin ich Ihnen für diese Mitteilungen sehr verbunden, Herr Doktor. Ich bin tatsächlich im Zweifel, ob ich die Wahl meiner Frau jetzt noch unterstützen kann."

Er sann eine Weile. Auch der Arzt schwieg.

„Sagen Sie, ließen sich an dem Knaben irgendwelche Merkmale feststellen, die auf die von Ihnen vertretene Annahme schließen ließen?"

Dr. Grünewald lächelte fein.

„Solche Feststellungen zu machen ist einstweilen noch ganz ausgeschlossen."

Er hob die Schultern.

„Natürlich, selbstverständlich", erwiderte der Tierarzt. „Verzeihen Sie mir die naive Frage; ich bin nicht ganz bei der Sache, Sie verstehen. — Ich muß es mir reiflich überlegen, Herr Kollege. Um eines aber bitte ich Sie noch: Ich möchte, daß meine Frau hierüber nichts erfährt. Sie ist sehr sensitiv, und, was ich am meisten fürchte, sie hat eine dumme Herzgeschichte. Ich fürchte Komplikationen."

„Selbstverständlich, Herr Volkhagen. Ihre Frau scheint den Kleinen aber schon sehr ins Herz geschlossen zu haben. Sie werden es schwer haben, sie umzustimmen."

„Ja, das fürchte ich auch. Aber versuchen werde ich, sie in ihrer Wahl wankend zu machen."

Während die Männer sich noch in Vermutungen über die Herkunft des Kindes ergingen, hatte Edith ihr Herz schon

an den Jungen verloren. Sie hielt ihn in ihren Armen, und aus ihren Armen strahlt ein Mutterglück, wie nur die tiefste Sehnsucht es zaubern kann.

Erschüttert sah Tierarzt Volkhagen das liebliche Bild, wie Mutter und Kind schon so bald miteinander verwachsen waren.

Edith kam auf ihn zu.

„Ist nun alles in Ordnung? O, wie glücklich bin ich. Denke dir, er hat den Namen Gerhard bekommen. Welch eine Vorbestimmung! Hatten wir nicht auch schon an diesen Namen gedacht? Ich kann kaum daran glauben, an dieses Glück. Hielte ich es nicht in meinen Armen, ich würde zweifeln und meinen, ich träume."

Volkhagen lächelte. Einen Augenblick vergaß er den Verdacht des Arztes. Solche Begeisterung, solch wunderbaren Glanz hatte er in ihren Augen nie gesehen. Und während er sie beglückt ansah, war es ihm, als flögen Funken von diesem heiligen Feuer auch auf ihn über.

Der Anstaltsleiter wandte sich um. Ihm dünkte es zu schwer, dieses reine, herzliche Mutterglück zu zerstören. Und plötzlich war es ihm, als könne diesem überstarken, reinen Sinn der Mutter kein Verdacht standhalten, als müsse jedes graue Gespenst vor diesem vollen Leben fliehen.

Er trat auf Edith zu, reichte ihr die Hand und sagte still:

„Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück, Frau Volkhagen. Sie werden diese schwere Lebensaufgabe schon erfüllen!"

Tierarzt Volkhagen sah überrascht auf. In seinem Kopf wirbelten tausend Fragen, suchten tausend Antworten.

Dr. Grünewald lächelte.

„Die Formalitäten werde ich dieser Tage ordnen lassen, Herr Kollege", sagte er. „Wenn Sie mich zwischendurch noch sprechen wollen, dürfen Sie jeden Nachmittag über mich verfügen."

„Wann darf ich unseren Jungen abholen?" fragte Edith aufgeregt.

Der Arzt überlegte.

„Sie werden sicherlich noch Vorbereitungen zu treffen haben, gnädige Frau. Vielleicht können Sie den Kleinen schon übermorgen in seine neue Heimat bringen."

*

Welch eine Wandlung war mit Edith vor sich gegangen! In übersprudelnder Lebhaftigkeit beriet sie, machte Pläne, verwarf sie wieder, um neue zu machen.

Der Tierarzt dagegen wußte sich in all dies Plötzliche nicht hineinzufinden. Er wurde — so sehr er sie auch verwarf — eine quälende Ahnung von kommenden schweren Ereignissen nicht los.

Sollte es doch das Kind eines Hingerichteten sein? — War er jemals imstande, dieses furchtbare, dieses entsetzliche Rätsel zu lösen? — Würde dieses für Edith so überaus glückliche Ereignis nicht doch für sie alle zu einem schrecklichen Schicksal werden, dem sie nicht mehr entrinnen konnten? — Sein von ihnen erwählter Junge — das Kind eines gerichteten Mordbrenners?! — Der Gedanke daran war ja Wahnsinn!

Er atmete schwer und erregt, so daß Edith betroffen aufsah.

„Rudolf, was ist dir? Ist dir nicht gut?"

Volkhagen lächelte gezwungen.

„Ich? — Ach, Liebling, nichts Besonderes. Ich muß dies Neue erst begriffen haben. Mir ist's, als stürmten tausend Gedanken und Fragen auf mich ein."

Der Argwohn, der sich in Edith einschleichen wollte, schwand.

„Ja, Rudolf, auch mich macht dies volle Glück ganz wirbelig."

Dabei sah sie ihn so froh an, daß der Tierarzt ganz beschämt wurde.

Und während der Kraftwagen seinen Weg suchte, plante Edith weiter, wie sie den kleinen Gerd betten, wie sie ihn kleiden wolle, welcher Raum ihm später als Kinderzimmer eingerichtet werden sollte. Und all das in einer fast überschwenglichen Weise, die Edith sonst fremd war.

Endlich gelangten sie in Kawitz an. Leichtfüßig eilte Edith ins Haus, um Vorbereitungen für das Abendbrot zu treffen. Mit welcher Freude tat sie es heute! Sogar das Mädchen sah verwundert auf. Wie selten hatte sie in den letzten Monaten diese frohe, silberhelle Stimme ihrer Herrin gehört.

Der Tierarzt brachte mit Daniels Hilfe den Wagen in die Garage. Daniel hatte viel zu erzählen und viel zu melden. Der Tierarzt achtete kaum darauf. Er nickte nur.

„Ist schon gut, Daniel. Sage mir morgen alles noch einmal. Ich habe den Kopf voll anderer Gedanken. Liegt etwas Außergewöhnliches vor, so laß hören."

Daniel schien reiflich zu überlegen. Dann antwortete er wichtig:

„Von besonderer Bedeutung scheint das alles nicht zu sein. Bei Tiedemanns müssen die Schweine geimpft werden und denn war der Gestütsmeister hier. Aber das hat keine Eile. Nein, Herr, zur besonderen Meldung ist mir nichts gebracht worden, kann ich Ihnen sagen."

„Dann scheint ja alles in Ordnung zu sein. Schließ die Garage und spritze morgen gleich den Wagen ab, Daniel."

„Worauf Sie sich verlassen können, Herr. Immer, wie gewohnt, voll Akkuratesse, kann ich Ihnen sagen."

Der Tierarzt ging langsam und nachdenklich ins Haus. Edith wartete schon im Speisezimmer auf ihn.

„Komm, Rudolf. Bald sind wir nicht mehr allein! Ich weiß an nichts anderes mehr zu denken als an den kleinen Mann."

„Ja, da hast du wohl recht, Edith. Ist ein lieber, kleiner Kerl." Er nickte und sah dann auf das Teppichmuster. „Ob wir ihn wählen sollen?"

Einen Augenblick lang sah Edith ihn erschrocken an. Diese Frage hatte sie nicht erwartet. Verständnislos schüttelte sie den Kopf.

„Aber, Rudolf, bedarf das noch einer Frage?"

Der Tierarzt sah nicht auf.

„Nun, das glaube ich doch, Edith. Was weißt du denn über ihn? Weißt du etwas von seinen Eltern?"

Edith wurde bleich.

„Leben sie noch? Aber — aber das kann ja gar nicht sein, dann wäre er doch nicht im Waisenhaus." Sie lächelte. „Du, das ist aber gar nicht lieb von dir, mir einen solchen Schreck einzujagen. Die Oberschwester erzählte mir doch, daß seine Mutter vor wenigen Monaten gestorben sei. Sie sagte, Gerhard strotze nur so vor Gesundheit!"

Tierarzt Volkhagen griff nach der Serviette und — schwieg.

„Was besprachst du mit dem Anstaltsleiter?" fragte Edith, während sie ein Butterbrot strich.

„Ach so! Ja." Tierarzt Volkhagen suchte nach einem Ausweg. „Er erzählte mir von der Mutter des Kleinen."

„Was sagte er denn? Bitte, schnell."

„Gerd sei das uneheliche Kind eines einfachen, aber gesunden Landmädchens. Der Vater? Hm, ja, den Vater

kenne man nicht. Sie habe seinen Namen nicht angeben wollen."

„Ein uneheliches Kind? — Ist das nicht wieder einmal ein wunderbares Zusammentreffen? Ein Kind der Liebe! Ein einfaches Landmädchen, sagst du? Wie wundervoll! — Ich bin mir immer mehr gewiß, daß dies alles so kommen mußte."

Ihr Mann sah ernst vor sich hin.

„Ja, Edith, so wird es wohl sein. Alles kommt so und muß auch so kommen, damit sich unser Weg erfüllen kann. Dagegen können wir nichts tun, auch unsere scheinbar persönlichen Entscheidungen bedeuten nichts. Das Schicksal ist alles, es treibt uns dahin, wohin wir sollen, sei es gut oder böse."

„Nein, Rudolf, nicht gut oder böse. Sprich nicht so schwer. Dieses Schicksal ist ein gutes, denn es ist die Fügung der Liebe!"

Tierarzt Volkhagen sann.

„Alles ist vorausbestimmt. Wir sind nichts dagegen, können uns nicht wehren gegen Glück und Leid. Beides kommt, wie es vorausbestimmt ist. Nur dämpfen können wir, daß es nicht zu stark und überraschend kommt. Mehr nicht."

Edith sah ihren Mann lange fragend an.

„Wie echt deutsch du bist, Rudolf. Je größer die Freude ist, desto ernster wird dir ums Herz. Wie alle Deutschen. Wenn sie froh sind, singen sie Sehnsuchtslieder."

„Magst recht haben, Liebe. Ja, es wird schon so sein. Fast glaube ich auch daran. Vielleicht ist alles Heimweh, wenn die größte Freude uns so ernst stimmt. — Na, ist mal so meine Art."

Sie sah ihn an, lange. Ihre Blicke fragten nichts. Sie wußte, daß dieser Mann ein gutes Herz hatte.

Tierarzt Volkhagen sah ein, daß es ein aussichtsloser Kampf sei, sich gegen den Wunsch seiner Frau zu stellen. Mit zäher Beharrlichkeit konnte sie einem Traumbilde nachjagen. Das wußte niemand besser als er.

Besaß er denn überhaupt Waffen für diesen Kampf?

Was wußte er denn? — Ein Gerücht. — Gründe? — Nein, keine. Vieles sprach dafür, aber auch vieles dagegen. — Es konnte sein, daß der Vater des kleinen Gerhard jener Unglückliche war, der gerichtet werden mußte.

Sollte er sprechen? Edith würde seine Einwendungen nicht gelten lassen. Er kannte sie. Seine Gründe würden wenig Eindruck auf sie machen. Auf keinen Fall aber sie bestimmen, in ihrer Wahl wankend zu werden. Schaden würde er anrichten. Vielleicht schweren gesundheitlichen Schaden für sie. Ihr Herzleiden konnte doch gefährlicher sein.

Welch eine Nachlässigkeit, daß er sich nicht vorher mit dem Anstaltsleiter besprochen hatte! Jetzt war es zu spät. Jetzt würde der Schmerz um den Jungen zu groß sein, wenn er sprechen würde.

Schweigen — ja, immer. Es war besser!

Wenn es aber doch so wäre, wie der Arzt glaubte . . .?

Dann fiel ihm eine schwere, fast übermenschlich schwere Aufgabe zu. Dann hatte er zu wachen über den Jungen, ganz sorgsam, ganz bedacht. Alle noch so kleinen Unebenheiten des Charakters und der Gesinnung zu berichtigen. Mit rücksichtsloser Strenge, aber auch mit großer, kritikerfüllter Liebe mußte er die Erziehung des Knaben leiten.

Eine schwere Aufgabe!

Nun würde manche Wolke die Sonne ihres Eheglückes verdunkeln. Das ahnte der Tierarzt, und es machte ihn traurig.

Wenn aber der Verdacht des Arztes nur ein Phantom war? Welch ein Glück wäre das! Fast schien es auch so. Warum hatte gerade Dr. Grünewald den Verdacht so schnell vergessen? War er es nicht gewesen, der Edith zuerst Glück wünschte? Dieser aufrechte Mann? Sonderbar, sehr sonderbar!

Bei diesen Gedanken hellten sich seine Mienen auf. Edith sah es. Sie nickte ihm glücklich zu.

„Mein lieber Mann. Jetzt hält der Frühling in diese still gewordenen Räume seinen Einzug, und alles, alles um uns her wird froh erklingen vom Lachen des Kindes!"

Tierarzt Volkhagen atmete wie von schwerem Druck befreit auf.

„Ja, Edith. Und diesen Frühling wollen wir festhalten!"

*

Früher noch als gewöhnlich stand Tierarzt Volkhagen am nächsten Morgen schon auf dem weiten Hofe. Die lachende Sonne hatte ihn nicht länger schlafen lassen.

Auch Edith war schon früh auf. Die vielen kleinen Vorbereitungen für den Empfang ihres Lieblings nahmen sie so sehr in Anspruch, daß ihr Mann es vorzog, sie nicht zu stören.

Der alte Daniel rieb sich verwundert die Augen, als er seinen Herrn schon auf dem Hofe sah,

„Ja, Daniel, nun wird es hier anders werden. Na, wirst die Nase wohl noch voll kriegen."

Daniel machte kein geistreiches Gesicht.

„Anders werden? Inwiesofern, Herr?"

„Na, hör mal, alter Sünder. Du bist doch sonst immer ein Hans-Dampf-in-allen-Gassen. Diesmal scheint deine Nase dir aber doch nichts verraten zu haben. Morgen zieht der Erbe ein, Daniel!"

Daniel erstarrte zu einer Bildsäule. Seine alten Augen wanderten den Hof entlang zum Fenster des Hauses, an dem die Frau seines Herrn stand. Er hörte, wie sie ein frohes Lied sang. Da verzog er sein Gesicht zum Grinsen.

„Erbe, sagten Sie doch, Herr, nicht? Na, auf den Leim kriech ich nicht, kann ich Ihnen sagen. Ich glaube ja zwarstens an Weltwunder, aber nicht an so dicke. Nein, Herr, dies ist mir doch bißchen zu streifig, kann ich Ihnen sagen."

„Ob du es nun glaubst oder nicht, Daniel, das soll die Sache wohl wenig ändern. Du wirst auch dies eben unter deine Weltwunder aufnehmen müssen."

Damit ließ er den verblüfften Alten stehen und trat wieder ins Haus.

Daniel kratzte sich den Schopf.

„Also, da sag nun dieser und jener was, muß ich sagen. Die Frau steht am Fenster und singt wie 'ne Lerche. Gestern waren sie bis abends unterwegs. Dann alles still und ruhig wie in einer Kirche. Und dabei soll sie ein Kind bekommen? Also, da kann ich nicht mehr mit. Wird wohl doch bloß ein Witz vom Herrn sein. Ja, natürlich, ein netter Witz. Na, die Emma wird es ja wohl wissen. Als Frauenzimmer muß sie Ahnung von so was haben. Das wollen wir doch eben mal auskundschaften."

Er ging in die Küche, wo das Mädchen beim Morgenkaffee saß. Umständlich nahm Daniel seinen Platz ein. Emma lächelte verschmitzt. Daniel machte mit dem Kopfe eine Bewegung zur Wohnung der Herrschaften hin.

„Hat sie was Kleines gekriegt?"

Emma kaute und nickte, als wäre es die einfachste Sache von der Welt. Daniel maß sie mit verächtlichem Blick.

„Wann denn?"

„Gestern nachmittag. Unterwegs im Auto."

„So?" antwortete Daniel und hob den Kopf unwillig.

sich nur vor, daß es Ihr bei nächster Gelegenheit nicht auch so passiert."

Das Mädchen wollte etwas erwidern, aber Daniel hob die Hand:

„Ich bin bestens informiert, Jungfer Naseweis, kann ich Ihr sagen. Der Herr hat sich schon mit mir darüber ausgesprochen."

Er stand auf. Auf dem Hofe begegnete er der Frau seines Herrn. Er lachte, so breit er nur konnte.

„Nichts für ungut, Frau", sprach er sie an. „Ich wollte man bloß was fragen, wenn Sie nichts dagegen haben. Der Herr hat mir heut morgen schon den Kopf so warm gemacht vonwegen einem Erben. Und die dumme Pute von Emma tut so geziert, daß ich keinen Klug darauf bekommen kann. Da will ich mich man lieber an die richtige Adresse wenden, kann ich Ihnen sagen, Frau. Ich meine, als alter unbegebener Junggeselle verstehe ich zwarstens nichts von derlei Dingen, aber, meine ich, wenn die Frau nu wirklich ein Kind gekriegt hat, muß sie es selbst doch am besten wissen, nich? Also, wollte ich fragen, wie hat sich das mit diesem Kasus?"

Edith lachte hell auf.

„Ja, Daniel, da hast du wirklich sehr recht, ich muß es am besten wissen. Laß dir deinen grauen Kopf doch nicht so warm machen. Es stimmt, wir bekommen morgen einen kleinen Jungen. Wir haben ihn nämlich angenommen."

Ueber das Gesicht Daniels zog ein Schein des Verstehens. Nach kurzem Ueberlegen nickte er zustimmend.

„Ach so, daher diese Irritation. Hm. So läuft das Karnickel durch den Busch. Das ist eine sehr gute Idee, kann ich Ihnen sagen. Wirklich, eine Idee von Verstand. Ist er denn schon halbwüchsig?"

„Nein, Daniel, er ist erst dreiviertel Jahr alt."

„Was? So'n Lütten? Hm, das ist nichts für mich, nein, das ist nicht mein Fall. Schade, ich dachte schon, daß ich auch was davon hätte. Na, da ist denn wohl nichts mehr dran zu ändern. Schade. Gab es denn keinen Größeren?"

„Pfui, Daniel, wie kannst du nur so sprechen."

„Oh, nichts für ungut, Frau, ich meinte es man so. Denn kann ich ja auch abwarten, bis er soweit ist. Ich habe ja Zeit genug dazu. So ist das nu nicht, kann ich Ihnen sagen. Er wird ja auch in die Jahre hineinwachsen. Na, Frau, denn nehmen Sie meinen Gratulationsvers man entgegen. Ich sage ja immer: was kommt, das gilt, kann ich Ihnen sagen."

Mit langen Schritten schlürfte der Alte über den Hof. Edith sah ihm lachend nach. Als er dann in seiner kleinen Kammer stand, kam ihm langsam zum Bewußtsein, daß dies immerhin ein freudiges Ereignis sei. Und in seine graue Seele zog die Freude ein, daß die Jugend nun auch zu ihm kommen werde. Und bei diesen Gedanken mußte er singen, und er sang sein einzig Lied, das er konnte, wenn auch nicht schön, so doch voller Begeisterung:

„Napolium, du Schustergeselle,
Du stehst nicht mehr fest auf deinem Thron!"

II.

Der kleine Gerd war zu einem kräftigen Jungen herangewachsen. Trotz seiner zehn Jahre hatte er immer noch das runde, pausbäckige Gesicht, aus dem die großen blauen Augen voll Schelm und Zärtlichkeit jedem entgegenlachten.

Auch Elsbeth und Herbert Bandlow hatten einen Jungen bekommen. Hans. Obschon ihm Gerd kaum mehr als ein Jahr voraus war, glaubte man doch an einen größeren Altersunterschied. Gerd war im Vergleich zu Hans starkknochig, muskulös. Das wußte auch niemand besser als Gerd selbst, und von dieser körperlichen Ueberlegenheit machte er, mehr als gut war, Gebrauch.

Seine Altersgenossen in Kawitz fürchteten ihn. Nicht nur körperlich, auch geistig war Gerd schneller als sie alle. So überließen sie ihm denn meistens den Vorrang, fürchteten sie doch auch, er könne sonst seine harten Fäuste entscheiden lassen.

Edith strahlte, wenn sie ihren Jungen als den immer Ueberlegenen erkannte. Elsbeth war zu klug und auch wohl zu milde, Partei gegen Gerd zu nehmen. Sie wußte die kleinen Einbußen ihres Jungen auf andere Art wieder wett zu machen. Die Gelegenheiten hierzu boten sich auch nur selten, weil die beiden Knaben nicht am gleichen Orte wohnten. Sie kamen bestenfalls in jeder Woche nur einen Tag zusammen und die versöhnliche Wesensart von Hans verhütete auch manche Reiberei unter ihnen.

Wenn Elsbeth bei passenden Gelegenheiten kleine Ueberraschungen unter die Knaben verteilte, versuchte sie sogar, auch hier Gerd zu bevorzugen. Aus welchem Gefühle sie das tun mußte, war ihr nicht bewußt. Aber sie glaubte, ein unbestimmtes Mitleid mit Gerd nicht anders bannen zu können.

Hans fand darin keinen Tadel. Er war stets zufrieden mit dem, was ihm zufiel. Ja, er meinte sogar, es müsse so sein, daß Gerd in allem die erste Stelle einnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Kurzweil am Feierabend

Silben-Rätsel

Aus den Silben: brük — co — e — e — ech — en — fant — ga — grin — hel — hen — ho — holm — ke — kel — le — lo — nach — ne — ne — nes — no — non — on — pel — sel — sels — sen — sen — stock — sucht — te — tel — ter — ur — ur — wald — wim — za — zos — sind 16 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Dr. Martin Luther ergeben. Bedeutung der Wörter:

1. Flagge,
2. Gedächtnisstütze,
3. Nachtschmetterling,
4. Krankheit,
5. europ. Hauptstadt,
6. ital. Prov.-Hauptstadt,
7. Gasthaus,
8. Verwandter,
9. Oper von Wagner,
10. Dickhäuter,
11. musikal. Zeichen,
12. Stadt in Brandenburg,
13. Waldzustand,
14. Element,
15. Luxemburg. Stadt,
16. weibl. Vorname.

Auflösungen aus Heft 1

Versteck-Rätsel

Der Jugend soll nur das Beste geboten werden.
(Phil. Melanchthon.)

Silben-Rätsel

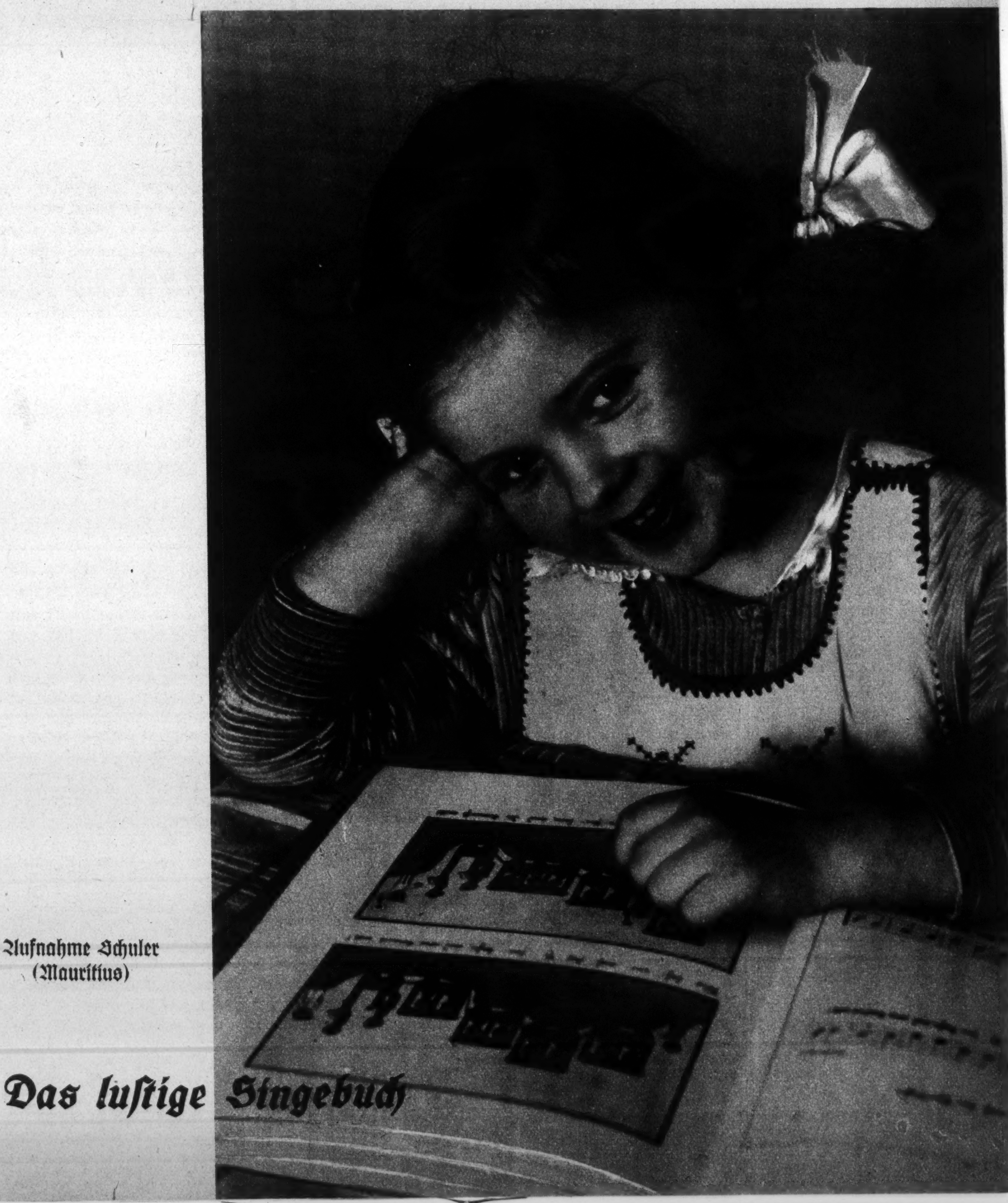
1. Wasa, 2. Isar, 3. Sumatra, 4. Schabernack, 5. Erfurt, 6. Niere, 7. Imker, 8. Salbei, 9. Taunus, 10. Bandit, 11. Losung, 12. Echo, 13. Insel, 14. Chorhemd.
Wissen ist Blei, Charakter ist Gold. (Schemm.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte"
Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich:
Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19.

Reichs-Elternwarte

Heft 2 1937
Januar

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Aufnahme Schuler
(Mauritius)

Das lustige Singebuch

Muß der Lehrer einschreiten?

Fortsetzung unserer im Heft 12 begonnenen Artikelreihe.

III.

Brief eines besorgten Vaters und die Antwort des Lehrers

Brief des Vaters an den Lehrer:

Sehr geehrter Herr Lehrer!

Ich wollte Sie schon lange auf einen Uebelstand in unserm Orte aufmerksam machen, der nicht nur mir, sondern auch dem größten Teil unserer Mitbewohner unliebsam aufgefallen ist, und den Sie leicht beseitigen können. Es handelt sich um die Teilnahme von Schulkindern an öffentlichen oder Vereinsvergnügen. Sie müßten es ja eigentlich schon selber bemerkt haben, daß die Unsitte, Kinder mit zu abendlichen Vergnügungen oder Festlichkeiten zu nehmen, bei uns überhand nimmt. Als neulich abend die große Filmvorführung im Saale von Türcks Gasthaus stattfand, waren schon lange vor Beginn der Vorführung beinahe alle Plätze von Jugendlichen im schulpflichtigen Alter besetzt, so daß meine Frau und ich fast die ganze Zeit stehen mußten. Die Jungen und Mädchen waren fast ohne Ausnahme ohne Begleitung ihrer Eltern erschienen, und ich kann mir nicht denken, daß die Schule es billigt, daß sie sich nach Schluß der Vorführung — das war gegen 11 Uhr nachts! — noch lärmend auf der Straße herumtreiben. Noch schlimmer fand ich es, daß auch auf dem Stiftungsfest der Laubenkolonisten Kinder in großer Zahl anwesend waren. Sie haben vielleicht gehört, daß es auf diesem Fest hoch herging, daß da allerhand humoristische Vorträge von Vereinsmitgliedern und engagierten Komikern dargeboten wurden, die — wie man so sagt — „gepfeffert" waren, und die wir uns für Erwachsene — denn wir sind ja keine Mucker — wohl gefallen lassen, die aber für Kinderaugen und -ohren m. E. durchaus nicht geeignet sind. Ob sich denn die Väter und Mütter vor ihren Kindern nicht geniert haben? Es schien nicht so; denn ich habe beobachtet, daß einzelne Kinder bis 3 Uhr morgens auf dem Feste waren; zwölf- bis dreizehnjährige Mädchen haben bis zum Schluß am Tanze teilgenommen und waren Zeuge jener wenig erfreulichen Szenen, die sich in vorgerückter Stimmung unter dem Einfluß des Alkohols am Schanktisch abzuspielen pflegen.

Hier muß die Schule eingreifen! Denn nächtliche Vergnügungen in Wirtshaussälen sind für Kinder schädlich, in gesundheitlicher sowohl, wie in sittlicher Hinsicht. Abgesehen davon, daß sich die Erwachsenen durch die Anwesenheit von Kindern in ihrer Fröhlichkeit, die nach des Tages Last und Mühe jedem gegönnt ist, gehemmt fühlen. Ich meine, die Kinder haben in der heutigen Zeit Zerstreuung genug; ihnen werden Freuden bereitet, von denen wir in unserer Jugend nichts wußten. Und da handeln die Eltern falsch, die da meinen, ihre Kinder auch zu den Festlichkeiten Erwachsener mitnehmen zu müssen. Ich glaube, es würde schon genügen, wenn Sie, Herr Lehrer, sich öfter auf den Vergnügungen sehen ließen; aus Respekt vor Ihnen würden die Kinder dann schon daheimbleiben.

Heil Hitler!

M. Plath, Versicherungsinspektor.

Die Antwort des Lehrers:

Sehr geehrter Herr Plath!

Aus der Reihe der Beschwerdebriefe, die so ein Lehrer im Laufe des Jahres bekommt, hebt sich Ihr Brief irgendwie angenehm heraus. Man merkt ihm an, er ist nicht geschrieben worden, bloß um dem eigenen Mißvergnügen Luft zu machen, sondern aus ihm spricht eine ernste Besorgnis und vielleicht auch das Gefühl einer Mitverantwortung gegenüber der heranwachsenden Jugend. Sie wollen nicht bloß nörgeln und meckern, sie wollen auf offenbaren Schaden hinweisen und glauben auch den Weg zu wissen, auf welchem dem Uebel zuleibe gegangen werden kann. Die Schule soll helfen, der Lehrer soll einschreiten. Und in dieser Forderung unterscheidet sich ihr Beschwerdebrief nun wieder gar nicht von den vielen andern, die jahraus jahrein an den Lehrer gerichtet werden.

Die Schule soll einschreiten. . . .

In rührender Offenheit meinen Sie, es bedürfe hierzu gar nicht großer Aktionen: Wenn der Lehrer sich zeigt, ist all der häßliche Spuk verflogen — — „So war es wenigstens früher!" hätten Sie nur noch hinzusetzen brauchen, dann wäre die Aehnlichkeit Ihres Briefes mit all den andern noch vollkommener. Dieses

Wort „Zu unserer Zeit . . .“ oder „Als wir noch zur Schule gingen . . .“ das klingt uns Lehrern gar zu oft entgegen und immer als Vorwurf; immer sollen wir Lehrer und Erzieher uns durch dieses Wort veranlaßt sehen, ähnliche Wege zu beschreiten, wie sie unsere Vorgänger im Amt vor mehr oder weniger viel Jahrzehnten zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Schulzucht und Schulautorität einschlugen.

Es sei zunächst einmal dahingestellt, ob denn die Lehrer früherer Zeit wirklich diese furchterregenden Persönlichkeiten waren, denen in der Kinderphantasie nur noch der Schwarze Mann und der Gendarm oder der Schutzmann vergleichsweise an die Seite gestellt werden konnten. Vielleicht hat das Bild des Lehrers, das ihn als augenrollenden und bakelschwingenden Schultyrannen zeigt, immer nur als Wunschbild in der Phantasie schwacher Eltern bestanden, die mit den Unarten ihrer Kinder nicht fertig wurden, oder in den Hirnen verantwortungsloser Karikaturisten, die mit beißendem Spott aus dem Lehrer, dem guten alten Schulmeister, eine Witzblattfigur glaubten machen zu müssen. Wie dem aber auch sei, Herr Plath, glauben Sie es mir: kein Lehrer der heutigen Zeit, würde sich in seiner Würde gehoben fühlen, wenn sein Erscheinen, wo es auch sei, eine Flucht der Kinder zur Folge hätte. Wir Lehrer sehen unsere Stellung zu den uns anvertrauten Kindern am besten durch das Wort Kameradschaft gekennzeichnet und fürchten dabei nicht, daß die nun einmal notwendige Autorität durch eine falsche Auffassung des Begriffes — Kamerad ist etwas anderes als Kumpan! — gefährdet wird.

Auf unsern Fall und auf Ihre Anregung bezogen, wollte ich mit dem Vorstehenden begründen, warum ich und bestimmt auch alle meine Amtsgenossen es ablehnen würden, durch unser Erscheinen im Festsaal den dort nicht hingehörenden Kindern den Aufenthalt zu verekeln. Wir sind keine Büttel.

Sie ziehen aus dieser Erklärung bestimmt nicht den falschen Schluß, daß wir Lehrer uns den von Ihnen geschilderten Uebelständen gegenüber gleichgültig verhalten. Ich will sie auch nicht durch die Behauptung abschwächen, es sei z. Zt. bei uns eine Mode, die Kinder mit zu abendlichen Vergnügungen zu nehmen, und diese Mode höre eines Tages von ganz alleine auf, in andern Orten habe man das auch beobachtet, nein — ich bin völlig Ihrer Meinung, daß die Kinder bei solchen Veranstaltungen körperlich und sittlich gefährdet sind, und daß ein Einschreiten gegen diesen Unfug notwendig ist, ehe es zu spät ist.

Wie das praktisch geschehen kann, das wissen Sie ebensogut wie ich. Auch Sie kennen die Tafel, die am Eingang vieler Wirtshaussäle verkündet, daß jugendlichen Personen unter 16 Jahren die Teilnahme an Tanzlustbarkeiten polizeilich verboten ist. Sie wissen auch, daß der Inhaber eines Tanzlokals zur Rechenschaft gezogen werden kann, wenn er Kinder am Tanz teilnehmen läßt. Wir sehen aber beide die Wirklichkeit: keiner möchte bei der Polizei Anzeige erstatten, keiner dem Wirt Unannehmlichkeiten bereiten und ihn im Geschäft schädigen, keiner — und hier liegt des Pudels Kern! — es mit den Eltern verderben. Daß es auf die Eltern ankommt, daß sie einzig und allein die Schuldigen und Maßgeblichen sind, daß ist sicher. Deshalb muß dem Uebelstand durch Beeinflussung der Eltern abgeholfen werden.

Das ist oft leichter gesagt als getan. Denn viele Eltern sind ja so schwach gegen ihre Kinder und auch gegen — sich selber. Dem Bitten und Drängen ihres Jungen oder Mädels, zur Vereinsfestlichkeit mitgenommen zu werden — Begründung: Hänschen Krause und Lilli Lehmann dürfen ja auch mit! — getrauen sie sich kein energisches Nein entgegenzusetzen, obwohl in ihnen das Bewußtsein, nicht recht damit zu tun, vorhanden ist. „Gestatten Sie, daß Fritzchen hierbleibt?“ fragte mich einst schuldbewußt eine Mutter, die ich samt ihrem Sprößling auf einem abendlichen Feste traf. Den Sinn meiner Antwort: „Wenn S i e, a l s M u t t e r, es verantworten können!“, schien sie nicht zu begreifen; denn gedankenlos plapperte sie weiter: „Das arme Kind hat ja auch so wenig vom Leben . . .“

Eine andere Mutter, die ich gelegentlich eines Besuches in der Schule (nebenbei gesagt, sie beschwerte sich darüber, daß ihre Kinder dieses Jahr nicht verschickt werden sollten!) riet, doch ihren Kindern mehr Schlaf zu gönnen und sie nicht von einem Vergnügen zum andern zu schleppen, antwortete mir: „Was sollen wir denn tun? Wir können uns kein Kinderfräulein halten, das auf die Kinder aufpaßt, wenn wir fortgehen. Und ein bißchen Freude muß man bei der Plackerei tagaus, tagein doch auch mal haben!“ Ich wies darauf hin, daß doch gewiß eine Nachbarin oder eine zuverlässige Frau gern nach den Kindern sehen würden, wenn die Eltern mal zum Fest gingen, kriegte aber die erschütternde Antwort: „Ach, fremde Leute haben ja kein Pflichtgefühl . . .“

S o schwer ist es, Herr Plath, Eltern zu erziehen. Gewiß, nicht alle sind so, wie ich es ihnen eben schilderte; ja, meine Fälle bleiben vielleicht sogar unerfreuliche Ausnahmen. Ich schildere Sie Ihnen auch nur, um Ihnen zu zeigen, wie dornenvoll die Aufgabe ist, die Sie mir und der Schule zumuten. Es gibt schon allerhand Verdruß bei ihrer Lösung, und die Antwort: „Was ich meinen Kindern erlaube oder nicht erlaube, geht Sie gar nichts an; denn es sind m e i n e Kinder, verstanden?!“ muß man als Lehrer und Miterzieher der Jugend auch mal in Kauf nehmen.

Glauben Sie aber gar nicht, daß wir vor dem Unverstand oder der Grobheit der Eltern kapitulieren. Wir sehen in ihrem Vorhandensein die Verpflichtung, um so energischer Aufklärungsarbeit zu leisten — Elternerziehung, wenn sie wollten — und die Polizei wollen wir dabei zu allerletzt anrufen. Unseren Eltern wollen wir das Gewissen schärfen für die Tatsache, daß die Kinder ihnen nicht allein gehören, daß vielmehr auch der Staat ein Recht auf sie hat, ein Recht auf körperlich und seelisch gesunde Kinder, die weder durch allzu oft in trüber Atmosphäre durchwachte Nächte schlapp und nervös, noch durch für sie nicht gegeignete geistige Genüsse blasiert oder sittlich gefährdet sind.

Befriedigt Sie meine Antwort und die Haltung der Schule, Herr Plath?

Heil Hitler!

C h r. K r a m e r, Lehrer.

Ueber die weitere Entwicklung dieser Fälle berichtet das nächste Heft der „Reichs-Elternwarte“.



Helfend lernen

Von Hans Hajek

Eltern und Kinder bilden eine Lebensgemeinschaft: eine sehr enge zunächst, die aber mählich weiter und offener werden muß nach dem Gesetz der sinnvollen Entwicklung. Diese Lebensgemeinschaft beinhaltet nämlich *nicht*, wie viele Mütter und Väter sich's noch immer vorstellen, ein Monopol der Eltern an den Kindern (wobei der Schule gnädigst ein Stückchen mit abgetreten wird) möglichst bis zu Soldatenjahren und Verheiratung! Die Kinder gehören vom ersten Atemzuge ihres ersten Tages dem Leben, das will sagen, der Volksgemeinschaft, in der sie aufwachsen und zu der sie blutmäßig gehören; die Lebensgemeinschaft der Familie ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern dazu, die Kinder als brauchbare Kameraden in den größeren Verband ihrer Generation, in die umfassende Schicksalsgemeinschaft der Nation einzufügen. „Wir haben die Kinder nicht für uns, sondern für ihre Aufgaben im Leben" — so hat es der alte Schiffsherr Woermann ausgedrückt. In der Theorie werden das 99 von 100 Eltern als ganz selbstverständlich bejahen; in der Praxis werden genau ebensoviele (die meisten gewiß ohne schlimme Absicht) gegen diese „Selbstverständlichkeit" sündigen.

Eine Gemeinschaft, welche immer es sei, erlebt der Mensch, der kleine wie der große, nicht durch salbungsvolle Reden, nicht durch moralische Betrachtungen, sondern durch *Mittun*. Das bedeutet im Alltagsfalle: durch *Mitarbeit*. Um ganz recht verstanden zu werden: nicht wer mitarbeiten *muß*, sondern wer mitarbeiten *darf*, der gehört zu einer Gemeinschaft wirklich und wahrhaftig dazu. Das Wichtigste, was ein Mensch im Leben und für das Leben zu lernen hat, ist also: Mitarbeiten! Nicht irgendwo in einer heimlichen Ecke irgendwas machen, was dem Eigen-



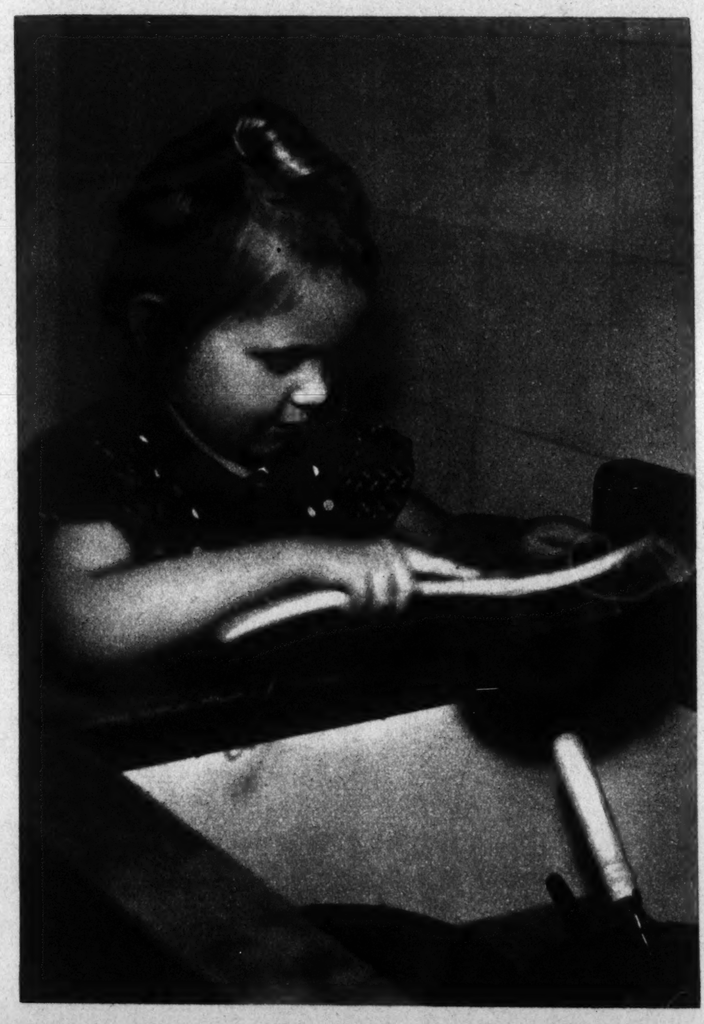


lernend helfen

6 Aufnahmen W. Wauer

brötler eben paßt, auch nicht wie ein störrischer Esel zu einer Tätigkeit gezwungen werden, die vielleicht andere nicht tun mögen, sondern mitarbeiten aus der Mitverantwortung und der Miterkenntnis heraus. Im Bauernhof, wo die Familiengemeinschaft, erweitert um Knecht und Magd, auch noch gemeinsam werkt und schafft, ist die Stufenfolge der Mithilfe vom Kleinkind bis zum Erwachsenen sozusagen natürlich, durch die Zunahme der Körperkräfte und der Geschick-







lichkeit, gegeben, und niemand braucht darüber nachzudenken; hier wird es sich eher darum handeln, den Gesichtskreis über den eigenen Werktag hinaus zu weiten. Aber wir sind nun mal nicht alle Bauern; die Lebensarbeit vieler Väter vollzieht sich in Büro, Werkstatt oder Fabriksaal, ferne von der Wohnstatt . . . wie soll da das Kind zur Mithilfe heranerzogen werden? Doch nur so, daß es von der ersten Stunde seines neuen Daseins als Kamerad der Lebensgemeinschaft zu Hause angesehen und — anerkannt wird. Das klingt überspannt und albern, aber es ist richtig und möglich. Bis das Kind seinen Körper einigermaßen beherrschen, d. h. allein essen, laufen und sich sauber halten kann, bis es mit den Anfängen der Sprache auch die geistige Brücke zur Gemeinschaft betreten hat, kann es selbstverständlich noch kein *tätiger* Mithelfer und Kamerad sein. Aber indem es ohne viel Aufhebens dem Rhythmus der anderen eingegliedert wird, lernt es doch schon viel und wirklich vom ersten Tage an: den Schlaf der Eltern und der älteren Geschwister nicht unnötig stören, die Mahlzeiten der Gemeinschaft mählich mitessen, die Reinlichkeitsgewohnheiten der Mitmenschen innehalten, und im übrigen: selbständig sich bewegen, selbständig sehen und hören, die Umwelt erkunden und die ersten Er-

fahrungen machen. Die wahrhaft kameradschaftliche Erziehung in diesen Anfängen besteht, schlicht gesagt, darin, daß Eltern und ältere Geschwister sich bestreben und üben, dem Kind in jedem Fall so weit und so lange Zeit vorwärtszuhelfen, bis es sich selber helfen kann. Sie dürfen nicht eine Stunde eher ungeduldig werden und die Hilfe verweigern . . . das ist unkameradschaftlich; sie dürfen aber auch nicht eine Stunde länger als nötig helfen (weil es ihnen bequemer sei, weil es schneller gehe oder um der eigenen „Gottähnlichkeit" willen) — sonst halten sie die Fortentwicklung ihres kleinen Kameraden unverantwortlich auf. Diese strenge Forderung, die hier allgemein und ausnahmslos ausgesprochen wird, zu jeder einzelnen Gelegenheit zu erfüllen, ist schwer. Und die Erfüllung ist überhaupt nur möglich, wenn die Erzieher mit dem noch ungewohnten Begriffe der Kameradschaft schon dem Säugling gegenüber ganz ernst machen! Für wen das Kind eine hübsche Puppe oder ein minderwertiges Wesen ist, das „noch nicht versteht", was die dreimalgescheiten, 1½ Meter längeren „Erwachsenen" reden, der lernt es nie.

Wer in die Weisheit unserer Muttersprache hineinhorcht, dem ist sonnenklar, daß Erfahren, Begreifen, Verstehen zunächst ganz handgreifliche Tätigkeiten sind und erst nach und nach „innere" Vorgänge werden. (Verstehen kann man nur, was man nachmachen, nacherleben, nachdenken kann.) Also muß das Kind Mitmenschen und Dinge nicht betrachtend, sondern tätig kennenlernen. Es hat daher den ganz richtigen Instinkt, wenn es, sobald seine Aufmerksamkeit erwacht ist und es sich genügend beweglich fühlt, mithelfen möchte. Denn anders als tuend lernen kann es nicht — wenn wir es uns mal überlegen, kann es anders überhaupt kein vernünftiger Mensch! Das Kind ist also selig, wenn es mithelfen darf, und es ist tief unglücklich, wenn seine Mithilfe abgelehnt wird. — Aber die Kinder sind doch oft so unwillig und „faul", wenn sie helfen sollen?! Richtig; nur vergißt der geschätzte Kläger oder die Klägerin, daß sie das Kind vorher (aus Bequemlichkeit, aus Aengstlichkeit, aus Gedankenlosigkeit, auf jeden Fall aus Unterschätzung seiner Entwicklungsstufe) von der Mithelfer-Kameradschaft ausgeschlossen haben. Dann hat das Kind den Zusammenhang verloren. Hundertmal haben die Großen ihm gesagt: „Das kannst du noch nicht! Das verstehst du noch nicht! Da bist du noch viel zu klein und dumm dazu! Geh in deine Spielecke!" Und jetzt sagen sie auf einmal: „Nicht mal den Tisch kannst du ordentlich decken! Wie ich in deinem Alter war . . . solch großes Mädchen wie du! Immer möchtest du nur spielen!" Das Kind empfindet so etwas als unverständlich und ungerecht, und es hat ganz recht damit. Es soll Arbeitskamerad sein, wenn es den Erwachsenen paßt, und es soll in die Ecke gehen und spielen, wenn es ihnen wieder nicht mehr paßt. Das ist kein lebensgesetzlicher Wechsel zwischen Spiel und Pflicht, wie ihn das Kind braucht, sondern einfach Tyrannei, und wenn es vielleicht auch die Tyrannei einer falsch verstandenen Zärtlichkeit ist. Man kann eben nicht einen Menschen (auch einen kleinen Menschen nicht) immerfort ducken und auf seine Unvollkommenheit (Kleinheit) verweisen und dann mal zwischendurch „Pflichtbewußtsein" von ihm verlangen.

Was man von einem Kinde verlangen kann und wieweit die jungen Kräfte reichen, das läßt sich nicht vom Erzieher willkürlich festsetzen oder nach der Weisheit alter Tanten bestimmen. Es muß erprobt werden von Fall zu Fall, von Tag zu Tag. Messer, Gabel, Schere, Licht . . . das ist ein albernes und völlig unpädagogisches Sprichwort. Wenn die Kinder, sobald sie von selbst danach greifen, unter der kameradschaftlichen Anleitung eines sachkundigen (also weder ängstlichen noch leichtsinnigen) Erwachsenen mit den gefährlichen Dingen des Alltags umgehen lernen, werden sie allein kaum in Gefahr kommen. Mein Vater, der Forstmann war, hat mir als Elfjährigem zum ersten Male eine Schußwaffe überlassen und mir mit einem derben, aber lebenslänglich haltbaren Vergleich klargemacht, daß das kein harmloses Spielzeug und überhaupt kein Spielzeug ist. Ich glaube nicht, daß ich mich seitdem jemals so blödsinnig mit einem Schießeisen benommen habe, wie ich es auf Jagden und im Kriege oft genug sah. Aber ich getraue mich auch, einem zweijährigen normalen Kinde den Gebrauch eines Messers oder einer Nadel ohne besondere Gefahr beizubringen!

Eine Art des Helfens möchte ich (wieder aus eigener Erfahrung) als ganz besonders erzieherisch und daher wichtig empfehlen, und zwar, sobald das Kind nur Laufen und Sprechen gelernt hat: das Einkaufen. Aber bitte ohne Zettel, der macht den kleinen Kameraden zum blinden und tauben Automaten! Es ist schwer abzuschätzen, wieviel das Kind bei solcher Mithilfe in wenigen Monaten „erfährt", d. h. sich buchstäblich erwandert: Menschen und den Umgang mit ihnen, Dinge und ihre Eigenschaften, feste Vorstellungen von Zahlen- und Geldwerten, ach und noch viel mehr nebenbei. Erst geht der Weg zum Laden nebenan, und dann geht es schon bis zum Geschäft an der Straßenecke, und von dort geht es in die Welt, Schritt für Schritt.

Diese beiden praktischen Beispiele müssen hier genügen, sie sollen aber wirklich nur Beispiele sein. Um hundert neue Möglichkeiten der kindlichen Mitarbeit im Sinne kindlicher Fortentwicklung zu finden, bedarf es bei den Erwachsenen nur der echten, aufrichtigen Kameradschaft, eines Schusses Mut und des lachenden Humors, ohne den kein Erzieher Geduld genug hätte, den Hund hinter dem Ofen vor und das Kind ins Leben hinein zu bringen.



Aufnahme
Gerd Prager

Antlitz meines Kindes / Von Gerd Prager

Ein Körnlein Wissen wohnt schon unter deinen Brauen
Und eine kleine, leise Traurigkeit,
Das alles, was die jungen, heißen Augen schauen,
Verwurzelt irgendwie im Erdenleid.

Beseligt schaust du nach den bunten Schmetterlingen,
Die trunken dir am Aug vorüberwehn.
Doch bei der Sonne hellstem, wärmstem Strahl
Bangst du und weißt, bald muß sie untergehn.

Doch wenn zur Ruh du gehst und Sonn und Falter ferne,
Dann bist du plötzlich wieder soviel Kind
Und glaubst ganz fest, daß all die tausend Sterne
Allein für dich nur aufgegangen sind.

Hilfe bei der Schularbeit

Wir wollen zusammen rechnen!

Von Edmund Fischer

IV.

Die folgenden Ausführungen und Anregungen betreffen das Rechnen mit Kindern, die im 1. Schuljahr stehen. Zwei Aufgabenbeispiele sollen zunächst den Eltern zeigen, daß alles Rechnen anfangs an und mit Dingen (oder Dingsymbolen) geschieht. Wenn die Eltern also die ersten kleinen Hausaufgaben ihres Kindes überwachen (was in den ersten beiden Schuljahren bei vielen Schülern sehr notwendig ist), wenn sie etwa einem wegen ansteckender Krankheit längere Zeit vom Schulbesuch ausgeschlossenen Kinde nachhelfen oder mit ihm rechnen wollen, weil sie merken, daß ihm die Lösung bestimmter Aufgaben schwerfällt, müssen sie, solange in der Schule noch nicht mit Ziffern gerechnet wird, die Aufgaben wie folgt lösen lassen. Dabei ist selbstverständlich, daß zu Hause niemals mit größeren Mengen als in der Schule gerechnet wird. Mit welchen Dingen oder Dingsymbolen man das Kind zu Hause rechnen und in welcher Ordnung man jene legen läßt, muß sich ebenfalls ganz nach den schulischen Gepflogenheiten richten.

Das erste Beispiel zeigt eine Zusammenzählaufgabe. In gleicher Weise kann auch das Ergänzen anschaulich geübt und dargestellt werden (wieviel fehlt von 7 bis 10?). Selbst auf die Zeichen + und = wird man solange verzichten, wie dies auch in der Schule geschieht. Die Aufgabe löst das Kind vorerst vielmehr durch Zusammenschieben und Ordnen der beiden Mengen, die es zusammenzählen soll. Das zweite Beispiel stellt eine Wegnahmeaufgabe dar. Praktisch wird sie gelöst, indem das Kind die abzuziehende Menge von der vorhandenen wegnimmt oder mit weißen Papp-Plättchen so viele der vorhandenen farbigen Plättchen (oder Papp-Pfennige) zudeckt. als es abziehen soll.

9 — 5 = 4:

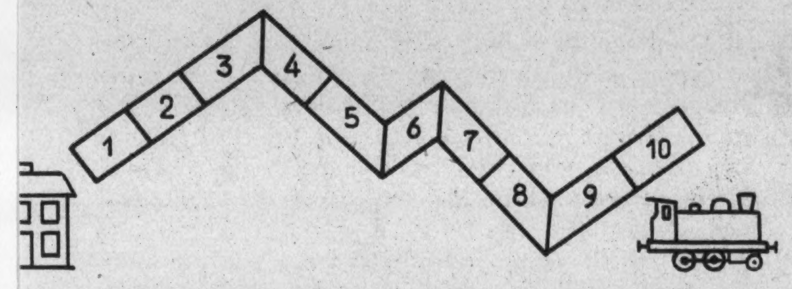
Stets mögen jedoch die Eltern eingedenk sein, daß im 1. Schuljahr ein Zuviel an häuslichen Uebungen schädlicher sein kann als ein Zuwenig. Die Fähigkeit zum Rechnen und die Freude an dieser Tätigkeit wachsen bei den Kleinen in viel stärkerem Maße, wenn man mit ihnen allerlei lustige und spannende Rechenspiele spielt. Ein tüchtiger Lehrer hat einmal erklärt: „Das Wettspiel, der Endspurt um den Sieg, steigert die Interessen für Zahlen und Zahlbeziehungen (bei den Grundschülern) bis zur Siedehitze" (Koller). Er hat mit diesem Ausspruch den Nagel auf den Kopf getroffen, und darum wollen wir aus der Fülle der möglichen Rechenspiele für die Erstkläßler einige herausgreifen, die uns besonders lustig und lehrreich zugleich dünken und die außerdem mit geringster Mühe hergestellt werden können.

1. Beim Kegelspiel mit 9 Kegeln übt sich das Kind im Auffassen von Mengen und im Zählen. Es lernt ferner die 9 auf verschiedene Weise zerlegen, wodurch die entsprechenden Zusammenzähl- und Wegnehmeaufgaben vorbereitet werden.

2. Lustig und spannend ist das Weiterschiebspiel. An ihm können beliebig viele Kinder teilnehmen. Jeder der Mitspieler bekommt von einem älteren Kinde 20 (oder 25) Spielmarken, Perlen, Kugeln, Papp-Pfennige o. a. zugeteilt. Reihum würfelt jedes Kind einmal und gibt dann so viele Spielmarken an seinen rechten Nachbarn weiter, wie es Punkte gewürfelt hat. Wer zuerst keine Spielmarken mehr hat, ist Sieger. Um das Spiel immer von neuem reizvoll zu gestalten, kann ausgemacht werden, daß der, der 4 (oder eine andere Zahl) würfelt, zweimal würfeln und weiterschieben oder das Doppelte abgeben darf. Man kann auch ausmachen, daß man bei einer bestimmten Zahl nichts weiterschieben darf oder daß der Gewinner ist, der zuletzt noch allein Spielmarken hat. In jedem Falle lernt das Kind bei diesem Spiele immer sicherer kleine Mengen mit einem Blicke auffassen (Würfelpunkte) und zählen.

3. Zu gegebener Zeit schlagen wir das Würfelspiel in folgender Form vor: jedes der mitspielenden Kinder würfelt reihum und muß dabei sofort die Menge nennen, die noch an 10 (9 oder 8) fehlt. (Beispiel: Punktzahl 3; es fehlen 7 an 10.) Wer die richtige Zahl nennt, bekommt einen Gewinnpunkt. Jeder Mitspieler muß versuchen, die meisten Gewinnpunkte zu erhalten. Geübt wird hierbei das Ergänzen.

4. Sobald die Ziffern bekannt sind, empfehlen wir das Reisespiel (Kempinsky). Auf weißem Karton wird in doppelter Größe nachstehendes Spielfeld aufgezeichnet. Es können beliebig viele Kinder mitspielen. Jeder Mitspieler bekommt einen andersfarbigen Knopf oder Kegel (wie beim Halmaspiel). Alle Kinder wollen zum Bahnhof. Wer zuerst 6 würfelt, ist reisefertig und kann seinen Kegel auf Feld 1 stellen. So viele Punkte jeder reihum würfelt, kann er vorrücken. Wer auf Feld 7 kommt, muß um-



kehren (von vorn anfangen), weil er merkt, daß er etwas vergessen hat. Von vorn anfangen muß auch der, der auf ein Feld gelangt, das schon besetzt ist (denn er erfährt von dem anderen, daß sein Zug heute gar nicht fährt). Wer durch das Würfeln über die 10 hinausgelangt, muß ebenfalls umkehren, weil er zu spät gekommen ist. Sieger ist, wer zuerst das Feld 10 besetzt. Uebung im Zusammenzählen.

5. Eine besonders gute Uebung im Zusammenzählen und Wegnehmen stellt das kleine Rechenlotto dar. Es werden so viele Lottokarten hergestellt, wie Personen mitspielen sollen. Für jedes Lottofeld muß ein Deckplättchen geschnitten werden. Jede Lottokarte enthält 10 Aufgaben (5 Additions- und 5 Subtraktionsaufgaben). Auf jeder Karte sind 10 verschiedene Lösungen (je eine von 1—10). Die Aufgaben sind aber auf jeder Karte verschieden. Die Deckplättchen enthalten nur die Zahlen 1—10. Ein älteres Kind (oder eine erwachsene Person) nimmt immer ein Plättchen und liest die daraufstehende Zahl vor. Jeder muß nun schnell seine Aufgaben durchrechnen. Hat er diejenige gefunden, deren Lösung mit der vorgelesenen Zahl übereinstimmt, nennt er die Aufgabe und bekommt das Plättchen. Wer zuerst seine Lottokarte abgedeckt hat, ist Sieger. Bei jedem Spiel werden die Karten ausgewechselt.

2 + 4 =	3 + 7 =	4 + 4 =	3 + 2 =	1 + 8 =	8
8 — 6 =	10 — 3 =	7 — 6 =	9 — 5 =	7 — 4 =	

6. Mit Kindern, die im Zahlenraum 1—20 rechnen, kann das Sprungspiel (Kempinsky) gespielt werden. Es wird gewürfelt. Nach 9 und 16 sind Gräben. Die Felder 11, 13 und 15 sind Wasserlöcher. Hinter Feld 20 ist ein Teich. Wer 1 würfelt, fängt an zu laufen. Wer auf 11, 13 oder 15 setzen muß, hat von vorn anzufangen, da er in ein Wasserloch gefallen ist. Im Raum zwischen den beiden Gräben zählen nur Würfe von 1—3. Wer über 20 hinausgelangt, ist zu weit gerannt und in den Teich gefallen, muß also ebenfalls wieder bei 1 beginnen. Wer zuerst die 20 erreicht, ist Sieger. Um das Wegnehmen zu üben, kann man auch die Kinder auf Feld 20 anfangen lassen. Ziel ist dann Feld 1.

Nun bringen wir einige Rechenspiele, die den Kindern ermöglichen, das Rechnen im Zahlenraum von 1—100 zu üben, und demzufolge Ende des 1. Schuljahres und im Laufe des 2. Schuljahres an sie herangebracht werden können.

Ehe wir die Spiele im einzelnen beschreiben, wollen wir noch die nicht unwichtige Frage beantworten, wie lange die Eltern mit ihrem Kinde ein bestimmtes Spiel betreiben sollen. Die Antwort auf diese Frage gilt nicht nur für die Rechen-, sondern auch für andere Lernspiele.

Es ist zunächst selbstverständlich, daß die Eltern eins der von uns beschriebenen Spiele erst dann dem Kinde in die Hand geben, wenn ein entsprechender Fortschritt des Unterrichts es erheischt; denn das Lernspiel stellt ja gewissermaßen eine Fortsetzung des Unterrichts mit anderen Mitteln und auf einer anderen Ebene dar. Beginnen nun die Eltern mit ihrem Kinde oder die Kinder untereinander unter Aufsicht eines Erwachsenen oder älteren Kindes ein Spiel, so bedarf es erst einer gewissen Zeit, bis die Spieltechnik reibungslos von den Kindern beherrscht wird. Reichliche Hilfe seitens der Aelteren ist in dieser Zeit am Platze, ja sogar notwendig, damit jene nicht am Anfang von dem neuen Spiele allzu rasch ermüdet werden und die Lust daran verlieren. Auch wird man es am ersten Tage höchstens ein- oder zweimal wiederholen, besonders dann, wenn es dem Kinde auch in sachlicher Beziehung noch ziemlich viel Schwierigkeiten macht. Wenn dann die Kinder die Spieltechnik beherrschen und auch die im Spiele versteckte Uebung mit immer geringerer Mühe meistern, kann man sie schon eine Stunde und länger walten lassen. Gerade auf der häufigen Wiederholung beruht der Bildungswert der Lernspiele, und je öfter und lieber sie von den Kindern wiederholt werden, desto besser erfüllen sie ihren Uebungszweck. In dem Augenblick aber, wo die Kinder das Spiel abzulehnen beginnen, wo sie es als langweilig empfinden, ist auch der richtige Zeitpunkt gekommen, das Spiel beiseite zu legen. Man kann ja noch einmal an einem anderen Tage versuchen, die Kinder für es zu gewinnen. Beharren sie jedoch unentwegt auf seiner Ablehnung, dann ist dies ein Zeichen dafür, daß sie tatsächlich geistig über das betreffende Spiel hinausgewachsen sind. Wenn man jetzt die Kinder noch weiter dazu zwänge, würde man sie lediglich zu mechanischer Anteilnahme veranlassen, in der geistigen Entwicklung hemmen und den Wert des Spieles für diese Kinder in das Gegenteil verkehren. Wenn zu diesem Zeitpunkt der Unterricht nicht so weit fortgeschritten ist, daß man das Kind mit einem neuen Spiel überraschen kann, so verzichte man so lange darauf, bis jenes der Fall ist. Von diesem Verhalten sollten, ja müssen die Eltern nur in einem Falle abweichen: wenn nämlich ihr Kind stark zur Flatterhaftigkeit und Sprunghaftigkeit neigt. Es gibt nämlich Kinder, die können weder in der Schule noch zu Hause ihre Aufmerksamkeit und ihr

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20

Das Sprungspiel

Interesse eine gewisse Zeitlang auf einen bestimmten Gegenstand, auf eine bestimmte Arbeit oder ein Spiel richten. Kaum haben sie ein Buch zur Hand genommen, legen sie es wieder weg, um zu sprechen, kaum haben sie sich niedergesetzt, müssen sie wieder aufspringen. Sie holen sich ein Spiel, um es bald schon beiseite zu schieben und ein anderes zu versuchen. Die Folge solcher Unbeständigkeit sind oberflächliche, liederliche und zurückbleibende oder völlig ungenügende Leistungen. Da solche Kinder oft nur schwer zu bewegen sind, ihre Schularbeiten zu erledigen, ist vielleicht ein lustiges und spannendes, den Wetteifer des Kindes anspornendes Lernspiel das einzige Mittel, die Aufmerksamkeit des Kindes längere Zeit zu fesseln. Wenn das Kind dennoch am nächsten Tag schon wieder ein neues Spiel betreiben will, dann dürfen die Eltern dem Kinde nicht nachgeben. Denn einmal würde sonst der Uebungswert jenes Spieles gleich Null sein, und zum anderen besteht der Erziehungswert des Lernspiels in diesem Falle gerade darin, daß es das Kind „im Spiele" daran gewöhnt, auch einmal längere Zeit in einer Beschäftigung zu beharren.

Die Erweiterung des Zahlenraumes bis zur 100 und die Erfassung zweistelliger Zahlen haben genau so auf anschaulicher Grundlage zu erfolgen wie die Gewinnung der Zahlvorstellungen im Zahlenraum von 1—10.

Ein schönes Spiel zur Erfassung von Mengen, ein Spiel, das zugleich das sinnvolle Zählen von Zehnern und Einern ermöglicht, ja hierzu zwingt, ist „Schwarzer Peter" mit Zahlbilderkarten. Das Probebild (Abb. 1) zeigt zugleich, wie fast allgemein in der Schule die Zahlbilder gestaltet zu werden pflegen. Die großen Qudrate stellen dabei die Zehner, die kleinen die Einer dar. (Wo man in der Schule und demzufolge auch zu Hause mit Spielgeld anschaulich rechnen läßt, wird man bei der Erarbeitung der Zahlen von 1—100 und beim ersten Rechnen mit zweistelligen Zahlen nur Zehnpfenniger und Pfennige benützen lassen, von der Verwendung von Zweiern und Fünfern also vorläufig absehen.) Wenn einem Kinde die Erfassung der Zahlbilder noch Mühe macht, so mögen es die Eltern wie folgt zählen lassen: zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig, siebzig, achtzig, neunzig, einundneunzig, zweiundneunzig . . . . . bis siebenundneunzig. Das Kind hat dabei die einzelnen auf der Spielkarte aufgedruckten Quadrate der Reihe nach mit dem Finger zu berühren. Die Karten werden etwa im Formate 8×10 (oder 8×11) geschnitten. Da die Kinder gleiche Karten ablegen können, üben sie sich bei diesem Spiele, zu dem mindesten 45 Karten (mit 22 verschiedenen Zahlbildern und einer Schwarzen-Peter-Karte) verwendet werden sollten, nicht nur im Zählen, sondern auch im Vergleichen von Mengen. Im übrigen setzen wir die Kenntnis der Spielregeln beim „Schwarzen Peter" als bekannt voraus.

Uebungen im Erfassen zweistelliger Zahlen, im Vorwärts- und Rückwärtszählen, im Zuzählen und Wegnehmen ermöglicht das Wettrennspiel. Gebraucht werden hierzu so viele Zahlbänder (Abb. 2), wie Kinder (Personen) mitspielen sollen. Wer zuerst 6 würfelt, darf beginnen. Jedes Kind darf ein kleines Plättchen (verschiedene Farben!) so viele Striche weiterrücken, wie es Punkte gewürfelt hat. Sieger ist, wer zuerst die 100 erreicht. Wer mehr Punkte würfelt, als er bis zur Erreichung der 100 braucht, wird übersprungen und muß so oft nochmals würfeln, bis er die zur Erreichung der 100 nötige Punktzahl wirft.

Spielvariationen der Schwierigkeit nach:

a) Jedes Kind muß nach dem Würfeln im Kopf ausrechnen, auf welche Zahl sein Plättchen zu liegen kommt.
b) Es wird um doppelt so viele Punkte weitergerückt, als gewürfelt worden sind.
c) Die erreichte Zahl muß dabei ebenfalls vorausberechnet werden.
d) Es wird bei der 100 begonnen. Ziel ist die 0.
e—g) Spielverlauf wie bei a—c; Ausgangspunkt ist jedoch gleichfalls die 100.

Spielvariationen, um den Wetteifer zu erhöhen:

h) Wer auf einer Zehnerzahl (10, 20, 30 . . .) zu stehen kommt, darf zehn Striche vorrücken.
i) Es wird nur auf einem Zahlband gespielt. Wer sein Plättchen auf einem Zahlstrich stehen hat, der von einem anderen Kinde erreicht wird, muß von vorn anfangen.

Abb. 1

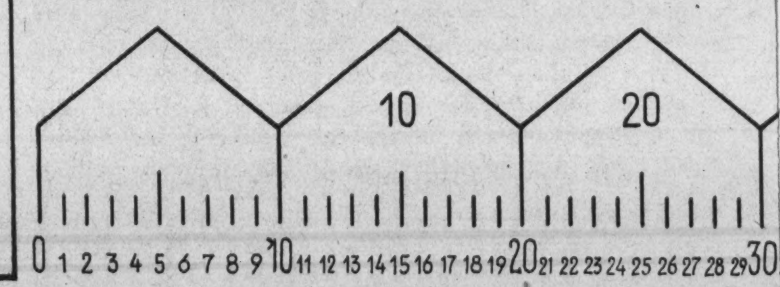
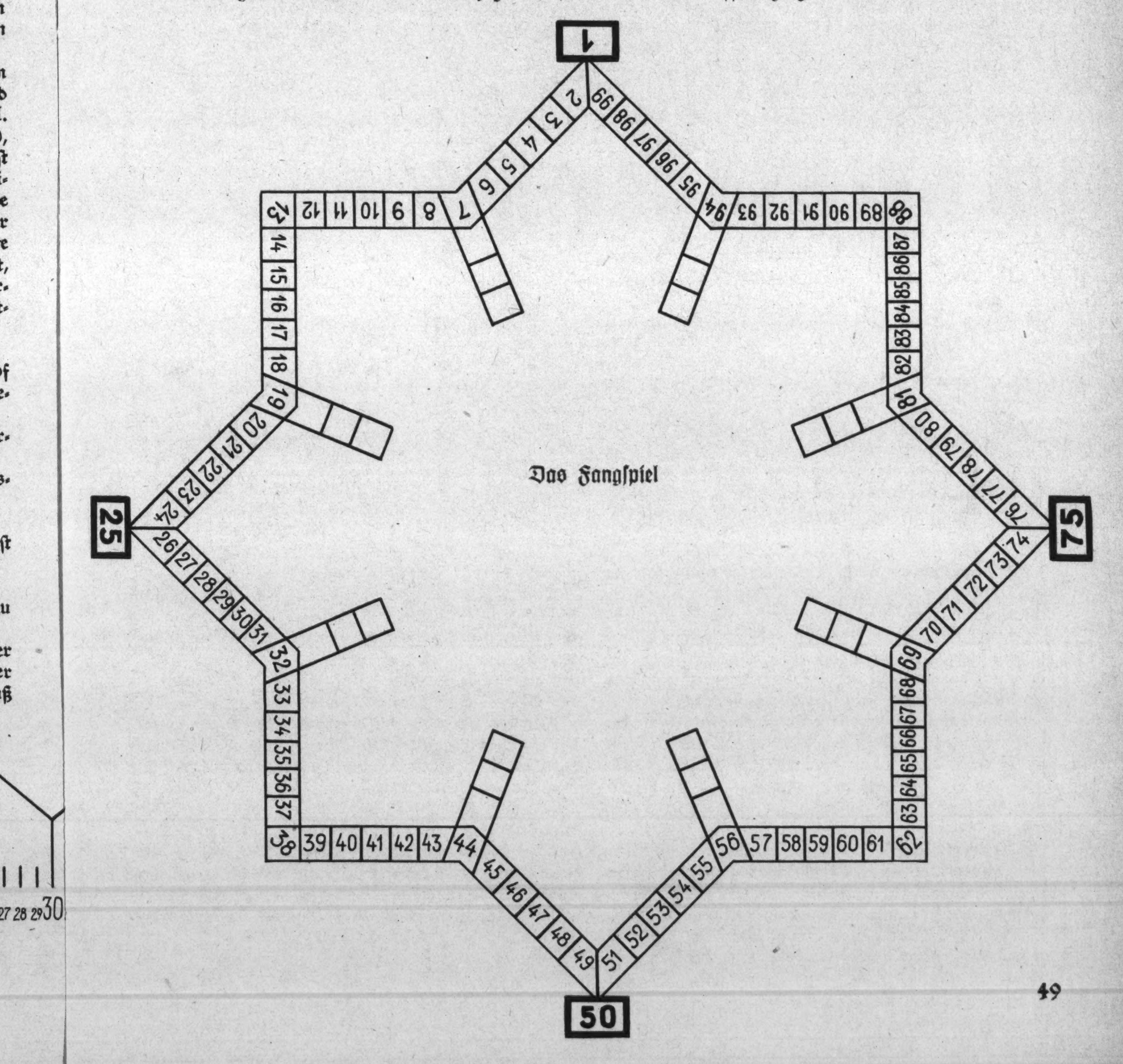


Abb. 2

Gleichen Zwecken wie das Wettrennspiel (dem Ueben des Zählens, des Addierens und Subtrahierens im Zahlenraum von 1—100) dient das **Fangspiel** (vgl. Abb. 3); nur ist es ein klein wenig schwieriger, dafür aber spannender und lustiger. Zweckmäßig nehmen 4 Personen daran teil. Jeder Mitspieler erhält 3 oder 4 Plättchen oder Kegel, die für jeden Teilnehmer eine andere Farbe besitzen müssen. Einsatzstellen sind die Zahlen 1, 25, 50, 75. Spielziel ist, die eigenen Kegel möglichst schnell und ungefährdet zum eigenen Einsatzpunkt zurückzubringen, zugleich aber möglichst viele Kegel der Mitspieler zu fangen. Das ist in dem Augenblick geschehen, wenn jemand seinen Kegel auf ein Feld stellen kann, das bereits von einem anderen Kegel besetzt ist. Kegel, die gefangen worden sind, scheiden aus dem Spiel aus. Ausweichstellen sind die unbezifferten zum Sternmittelpunkt weisenden Felder. Sie zählen im übrigen wie die anderen Felder und können nur bezogen (und ebenso wieder verlassen werden), wenn die geworfenen Würfelpunkte es zulassen (z. B., wenn jemand auf der 18 steht und eine 2, 3 oder 4 würfelt). Das Ausweichen bringt zwei Vorteile: auf den unbezifferten Feldern kann man nicht geschlagen werden und somit einem Verfolger ausweichen, ja bald sogar selbst zum Verfolger des anderen werden. Sieger ist, wer zuerst alle oder wer die meisten Kegel zum Ausgangsfeld zurückbringt. Das Spiel kann im übrigen mit den gleichen Schwierigkeitsabstufungen wie das vorige gespielt werden. Um es ferner noch abwechslungsreicher zu gestalten, kann bestimmt werden, daß der zweimal hintereinander würfeln darf, der die Felder 13, 38, 62 und 88 besetzt, und daß der einmal übersprungen wird, der auf die Felder 7, 19, 32, 44, 56, 69, 81 und 94 gelangt. Und nun wünsche ich allen Mitspielern viel Spaß!

Weitere Rechenspiele für das 2. Schuljahr bringen wir in der nächsten Folge.



Das Fangspiel



HJ. im Kampf dem Verderb

Von Albrecht Schäfer

Mit 4 Aufnahmen der Presse-Bild-Zentrale und 5 Aufnahmen der Atlantic-Photo

Die Öffentlichkeit weiß es längst: die Aufgaben der HJ. erschöpfen sich nicht im Marschieren, nicht in Aufmärschen und Demonstrationen mit dröhnenden Landsknechtstrommeln, schmetternden Fanfaren und rhythmischem Marschgesang. Auch das Wehrspiel auf grünem Plan und die stillere Arbeit am Heimabend sind nicht der letzte Sinn ihres Daseinszweckes.

Ertüchtigung für den Staat, Hineinwachsen in die auf der nationalsozialistischen Idee aufgebauten Volksgemeinschaft heißen die der HJ. gesteckten großen Ziele, und die Weckung und Stärkung der Tatbereitschaft steht unter den Mitteln zur Erreichung dieser Ziele an hervorragender Stelle.

Tatbereitschaft!

Die HJ. deutet diesen Begriff nicht nur im einseitig heldischen Sinne; sie weiß, daß auch der Alltag Taten verlangt, die zwar an ruhmvollem Heroismus denen an irgendeiner Kampffront nachstehen, im Hinblick auf das Volksganze gesehen, jedoch nicht weniger notwendig und — verdienstvoll sind.

Unsere HJ. weiß, daß auch mit der Sammelbüchse Schlachten geschlagen und gewonnen werden, daß auch im Feldzug gegen Hunger und Kälte Kerle gebraucht werden, die im Einsatz ihres Wollens nicht minder zäh und nicht weniger pflichtbewußt sein dürfen als der Soldat in Feindesland. —

Mit der ihr eigenen Instinktsicherheit, die wiederum eine naturgemäße Folge ihrer Volksverbundenheit und ihres Wissens um die Volkspsyche ist, hat die Reichsregierung der Parole der kommenden Jahre die Prägung „Kampf dem Verderb" gegeben. Kein Wunder, daß dieses Losungswort auch die Jugend packte. Die bloße Aufforderung: Laßt nichts umkommen!, oder Sammelt Altmaterial! hätte es vielleicht nicht so vermocht. „Ran an den Feind!" lautete darum die selbstverständliche Folgerung, die die Jugend für sich aus der Parole ableitete.

„Ran an den Feind!"



Tuch, so manches Gerät, die wohl im Haushalt selbst noch Dienste hätten leisten können, mußte mitgehen.

Und draußen auf der Straße dröhnten die großen Trommeln und schmetterten die Fanfaren. Sie kündeten die Ankunft der eifrigen „Kämpfer" und leiteten die „Schlacht" ein. Laute Sprechchöre klärten die da und dort noch vorkomenden „Hases" (die auch von dem Losungswort der Zeit und seiner Verwirklichung nichts wußten) über den Zweck der lärmenden Demonstation gebührend auf.

Und es füllten sich die Säcke und Handwagen, und die Augen der Jungen strahlten, als wäre ihnen selber ein großes Geschenk geworden. Und auf den Sammelstellen all des „Plunders", der mit einem Male volkswirtschaftliche Bedeutung bekommen hatte — oder wußten wir das schon immer? —, da hob ein gar gewaltiges Abwägen der Sammelergebnisse unter den einzelnen Kolonnen an. Menge und Güte des Eroberten wurden in lebhaften Wortgefechten gegeneinander ausgespielt, bis der Führer dem Streit ein Ende bereitete mit der Bemerkung: „Jungs, wohl kommt es auf die Menge und wohl auch auf die Güte dessen an, das wir vor dem nutz- und sinnlosen Ver-

Da war kein Weg zu weit, keine Treppe zu steil, kein Hausboden und kein Keller zu dunkel, um den Dingen nachzuspüren, die noch für unsere Volkswirtschaft einen Wert darstellen. Da verstanden unsere Jungen, die sich so gern den Anstrich rauher Männer geben, zu betteln, zu überreden und sanft zu überzeugen. Da genierte es sie nicht, mit klappernden Handwagen durch die Straßen zu ziehen, Müllgruben und Abstellecken zu durchsuchen und sich die schmucken Uniformen zu beschmutzen.

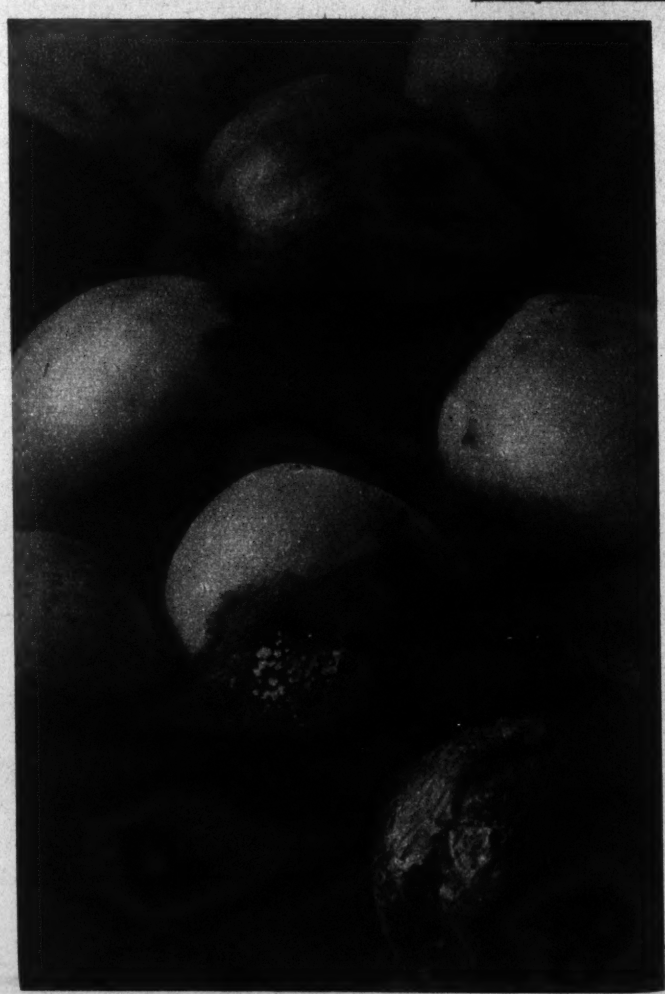
Das starke Bewußtsein, einer guten Sache zu dienen, gab der Jugend eine herzerfrischende Unbekümmertheit in der Wahl ihrer Mittel, auch des letzten verbeulten Marmeladeneimers und des verstecktesten verbogenen Teekessels Herr zu werden. Es entmutigte sie nicht die abweisende Antwort der braven Bürgersfrau, in ihrem Haushalt sei für die Zwecke der Sammlung nichts zu finden. Mit Bitten und mit — ach, der Zweck heiligt ja auch hier die Mittel! — jungenhafter Keckheit erzwangen sie sich den Weg in die Abstellwinkel und zu den Rumpelkammern, und beutebeladen zogen sie von dannen. Alles konnten sie gebrauchen. Und so manches Stück



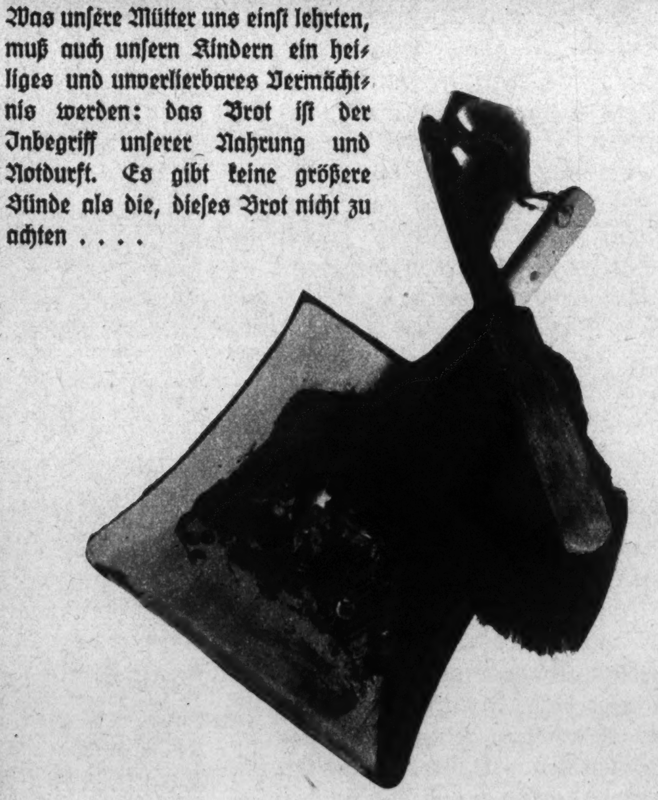
derb retten. Notwendig ist aber, daß das, was wir heute taten, nicht Einzeltat bleibt, sondern immer und immer von neuem geschieht, und daß unsere Freude und unser Eifer im Dienste am Vaterland nicht dann erlahmen, wenn dieser Dienst den Reiz der Neuheit verloren hat. Heute betreibt ihr das Sammeln als lustigen Sport; ihr müßt aber auch dann mit dem gleichen Erfolgswillen am Werke sein, wenn aus ihm längst eine Gewohnheit geworden ist, und wenn euch niemand mehr wegen eures seltsamen Tuns anstaunt und bewundert. „Kampf dem Verderb" ist eine Parole ohne zeitliche Grenze, und Kämpfer für die Freiheit und den Bestand des Vaterlandes müssen wir auch dann sein, wenn kein Lob und keine Bewunderung unserer Eitelkeit schmeichelt und damit die Flamme unserer Begeisterung von neuem entfacht!"



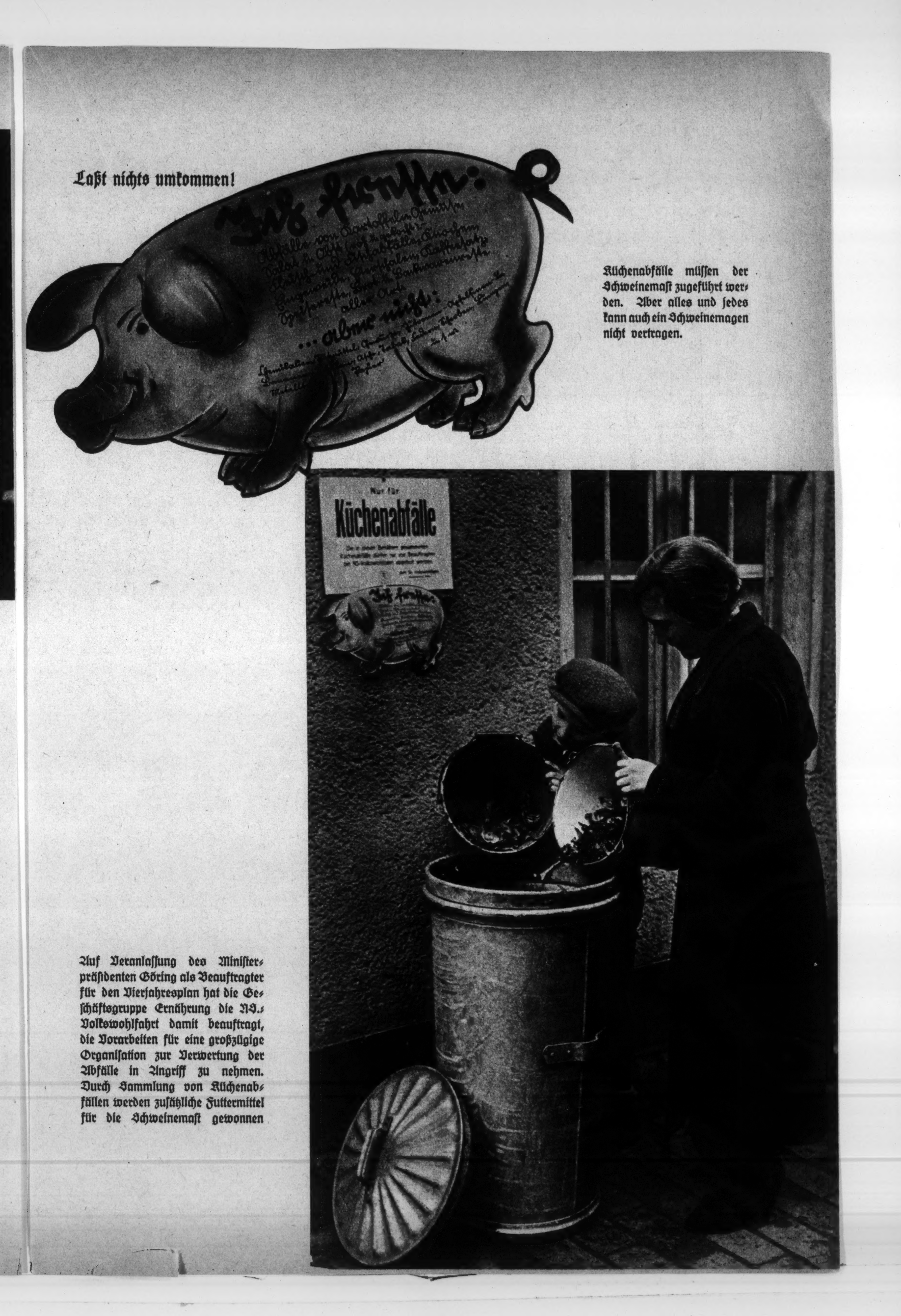
Was unsere Mütter uns einst lehrten, muß auch unsern Kindern ein heiliges und unverlierbares Vermächtnis werden: das Brot ist der Inbegriff unserer Nahrung und Notdurft. Es gibt keine größere Sünde als die, dieses Brot nicht zu achten . . . .



Das darf nicht mehr sein!



Unendlich viele Werte wandern auf den Kehrichthaufen; wir können uns diese Verschwendung nicht erlauben, darum wollen wir auch den Kehricht untersuchen, ob nicht doch manches Stück zurückbehalten werden muß!

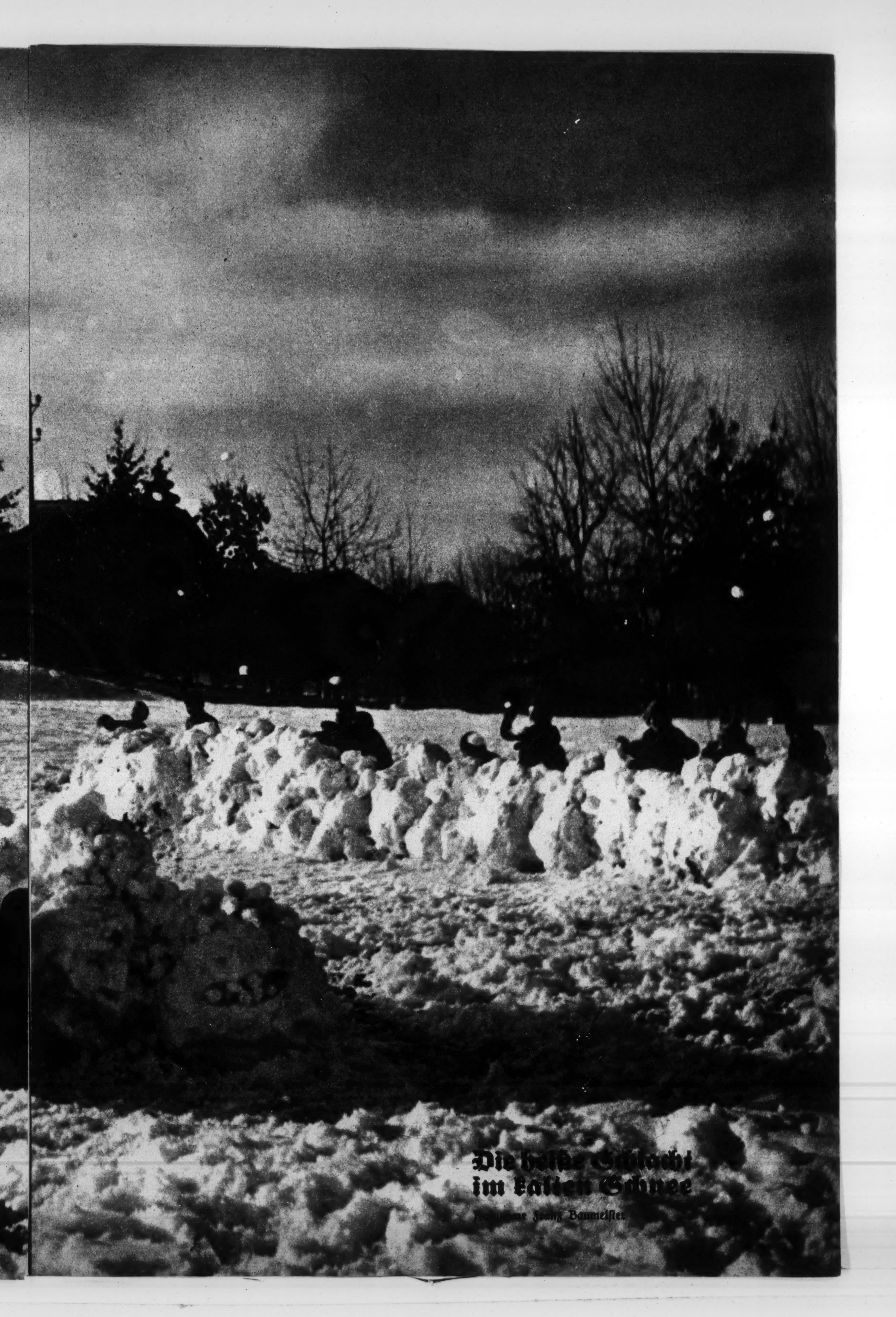


Laßt nichts umkommen!

Küchenabfälle müssen der Schweinemast zugeführt werden. Aber alles und jedes kann auch ein Schweinemagen nicht vertragen.

Auf Veranlassung des Ministerpräsidenten Göring als Beauftragter für den Vierjahresplan hat die Geschäftsgruppe Ernährung die NS.-Volkswohlfahrt damit beauftragt, die Vorarbeiten für eine großzügige Organisation zur Verwertung der Abfälle in Angriff zu nehmen. Durch Sammlung von Küchenabfällen werden zusätzliche Futtermittel für die Schweinemast gewonnen





Die heiße Schlacht im kalten Schnee

Aufnahme Franz Baumeister

Ein Turn-Märchen für

Von Erwin Jäkel



Es war einmal eine kleine, bunte Holzente, die wackelte immer hinüber und herüber, wenn man sie hinter sich herzog. Jetzt stand sie verlassen auf dem Hofe. — Da kamen ihre lebendigen Geschwister angewackelt (in tiefer Kauerstellung vorwärtswatscheln), voran der Entenkönig Wackelbein. Der sagte zu dem Holzentchen: „Nun, Wackelschwänzchen, willst du meine Frau werden?" —



„Ach ja", antwortete da Wackelschwänzchen, „aber erst mußt du mir auch eine Krone bringen". —

Der König watschelte traurig zu dem Pferdchen. Das stand auf der Wiese und fraß, hob den Kopf, sah sich nach den Fliegen um, schlug mit dem rechten, dem linken Bein aus, als es gar nicht helfen wollte, mit beiden (Vierfüßlerstand, Heben und Senken



des Kopfes, nach links und rechts sehen, Ausschlagen mit dem linken und rechten Bein, mit beiden). „Ach, liebes Hottehüh, kannst du mir wohl bitte sagen, wer eine Krone für meine Braut hat?" — Da meinte das Pferdchen: „Wir müssen den Zwerg Riesengroß fragen." Sie machten sich auf den Weg zu dem Zwerg. — Der saß da und schneiderte an einem Röckchen (Schneider-



sitz, Nähen mit einem langen Faden links, rechts). — Als der hörte, was Wackelbein wollte, schlug er vor Erstaunen ein paar Purzelbäume. (Auf dem Teppich Purzelbäume vorwärts und rückwärts schlagen, erst Hilfe geben!) „Du liebe Zeit, das weiß ich auch nicht, aber meine Freundin, die Schnecke, weiß es sicher!" Und Riesengroß trippelte (auf den Zehen gebückt laufen) mit ihnen zur Schnecke. Auf dem Wege trafen sie die Schlange, die

die ganz Kleinen

Zeichnungen: Werner Allonge



ihnen auf dem Bauche entgegenkroch (auf dem Bauche kriechen — nur mit den Händen und Armen arbeiten!). „Ich komme mit", rief sie. So kamen sie zur Schnecke Schönhäuschen, die ihnen höflich ein Stück entgegenkroch. (Im Sitz. Hände hinter dem Körper fest auf den Boden stützen. Beine anhocken, Sohlen fest auf dem Boden. Nun Vorstellen der Füße. Das Gesäß vom



Boden heben und an die Füße heranbringen. Hände dabei fest aufstützen. Dann werden die Hände wieder dicht an den Körper herangestützt. So wandert man vorwärts.) — „Ich weiß, wo eine Krone ist — auf dem Teichboden! Die kann uns der Frosch Grünquak holen." — Sogleich wanderten alle zum Frosch. Der kam mit großen Sätzen angehüpft. (Niederhocken, Hände auf-



gestützt auf dem Boden. Nun entweder erst die Arme weit vorstützen und dann die Beine nachbringen oder auch gleichzeitig.) — „Quak", sagte er, „ich will euch die Krone holen". Er sprang in den Teich, schwamm bis zur Mitte (in der Bauchlage Schwimmbewegungen) und tauchte unter.

Nun bekam Wackelbein seine Krone. Er bedankte sich mit



tiefer Verbeugung bei allen, die ihm geholfen hatten und lud sie zum Hochzeitsschmause ein. — Dann watschelte er auf den Bauernhof zurück (Entengang) und hier wurde dann auch die Hochzeit gefeiert. Es gab Entenwein zu trinken (Kniestand — Kopf bis auf den Boden senken ohne Gebrauch der Arme — und dann Rückbewegung mit Kopf-Rückbeugen) und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie alle heute noch. —

Die Schummerstunde

mit 6 Aufnahmen von Ursula Scherz



Die Apfelfrau bekommt Reisigarme

Aus meiner Kindheit habe ich eine Erinnerung in mir, die noch ganz lebendig ist. Wenn bei uns zu Hause im Spätherbst die Landarbeit ruhte, fand Vater mehr und mehr Zeit für uns Kinder. Die Schummerstunde setzte schon früh ein und die Abende wurden länger und länger. Dann saßen wir in der sich langsam verdunkelnden Stube um den Vater herum, der uns vom Geschehen alter Tage erzählte. Mir waren die alten Sagen am liebsten, aber meine Brüder lachten gern und zogen die Schnurrpfeifereien, wie Vater sie nannte, aus unsrer Gegend und aus unsrer Vergangenheit vor.

Dann kam Mutter ins Zimmer und stellte einige Lichter auf den Tisch — das war viel schöner, als wenn die Lampe brannte —, oft brachte sie auch eine große Schüssel mit Aepfeln und Nüssen, über die wir uns gern her machten. Wenn wir dann um den Familientisch herum saßen, begannen die Spielereien mit Nüssen und Aepfeln, und wir suchten uns an Einfällen gegenseitig zu übertreffen. Da halfen auch Vater und Mutter mit. Vater zeigte uns, wie wir mit Hilfe von Zahnstochern aus den Walnüssen eine ganze Schafherde herstellen konnten. Muttis Schere ließ aus altem Schreibpapier Segel entstehen für unsre Nußschiffchen, mit denen wir auf dem Tische herum fuhren. Wenn



Die Aepfel schichtet man aufeinan[der,] wenn einer herunter rollt, darf das Ki[nd,] zu dem er rollt, ihn essen.



Jetzt schnippen wir!
Wer trifft den Mittelpunkt?

Nachbars Hilde zu Besuch da war, wurde mehr Unsinn getrieben. Die Aepfel verwandelten sich in Männchen und waren uns vorm Verspeisen ein liebes Spielzeug. Die Zahnstocher, die Vater stiftete, spielten auch bei unsern Apfelfiguren eine große Rolle. Ein sehr heiteres Schnippspiel lehrte uns die Mutter. Wir benutzten halbe Walnußschalen, die wir in die Mitte des Tisches mit den Fingern schnippten, wo eine Nuß, ein Bonbon oder ein Stück Schokolade das Ziel bildeten. Wer es traf, durfte es verzehren. Die Zeit verging uns viel zu schnell in diesen Schummerstunden. Am schönsten wurden sie in der Zeit nach dem Weihnachtsfest, denn da standen soviel Näschereien als Gewinne für unsre Tischspiele zur Verfügung, wie sonst nie.

Immer wieder, wenn diese Tage im Jahre herankommen, drängt mich die Erinnerung an diese glückliche Stunden, einige befreundete Kinder einzuladen, um mit ihnen Schummerstunde zu spielen, die bei ihnen nun sehr beliebt geworden ist. Jeden Abend werden neue Vorschläge gemacht, neue Bedingungen geschaffen und neue Spielregeln aufgestellt. Bald ist es ein Pfänderspiel, bald ein Versteckspiel, bald ein Aufgabespiel, bald ein Gewinnspiel. Wir haben uns dazu sechs Spielfiguren gemacht. Sie bestehen aus einer Papierhülse, in der oben, wie in einem Stehkragen, ein Walnußkopf sitzt, der auf eine ulkige Weise zurechtgemacht ist. Auf die Papierhülsen sind die Zahlen eins bis sechs geklebt. Bei unsern Spielen dienen die Papierhülsen als kleine Behälter, die nach den Spielbestimmungen benutzt werden. Meist ist in einer irgend etwas verborgen, ein Zettel mit einer Aufgabe, ein Bonbon, eine Spielmarke, ein Buchstabe und anderes. Es wird nun Reih um mit einem Würfel gewürfelt. Die durch den Wurf gezeigte Zahl bestimmt die Hülse, deren Kopf entfernt und deren Inhalt verwendet werden darf. Meist stellen wir diese kleinen Köpfe auf ihren papierenen Hälsen zwischen Weihnachtskerzen auf, wodurch unser Spielplatz ein geheimnisvolles und festliches Aussehen bekommt. Die Kinder nennen unser Spiel „Tausendsassa“. Mag es draußen stürmen und schneien, mag der Frost dicke Schneeblumen an die Fenster zaubern, wir halten unsere Schummerstunde. Schade, daß sie so schnell vergeht!

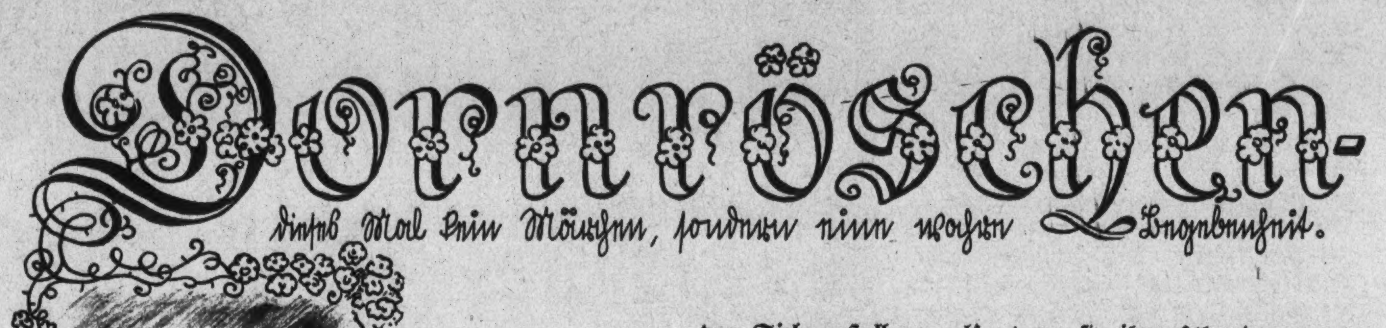


Dann basteln wir die kleinen Schiffchen aneinander und fahren auf dem Tisch herum

Das ist der Nußschäfer mit Herde und Hund



Auf die Nüsse malen wir mit Ausziehtusche Gesichter



Von
Eva Schramm

Zeichnung
Werner Allonge

*

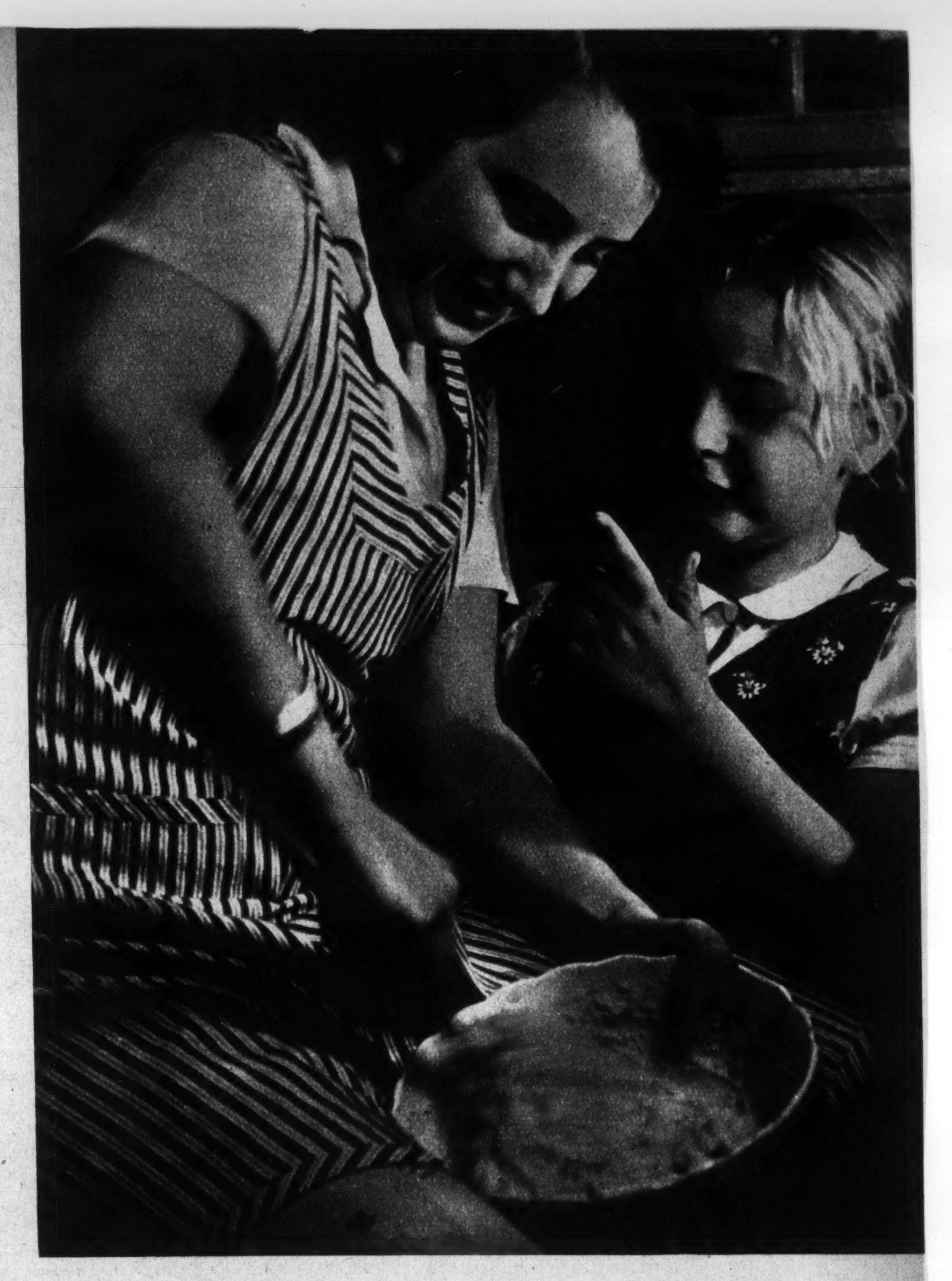
Marieles liebstes Püppchen ist — ein Holzscheit. Alle Geschwister haben das Mariele deshalb ausgelacht („Du mit deiner Holzpuppe. Bist ja!"), sogar die Mutter schüttelte den Kopf, als das Kind sie um einen Flicken aus der großen Flickenkiste bat. „Was willst du denn damit, Mariele?" — „Das Dornröschen braucht doch ein neues Treidchen!" — „Das Dornröschen? Ja, wer ist denn das?" — „Aber Mutti, das ist doch mein Püppchen! Hier!" — Und Mariele zerrt eine umgedrehte Fußbank heran, mit Puppenbettchen ausgepolstert, und darin liegt das „Dornröschen"! Warum gerade d i e s e r Name? Mariele weiß es wohl selber nicht. Aber genügt es nicht, wenn man mit Dornröschen stundenlang spielen kann, wenn man es an- und ausziehen, spazierenfahren, schlafenlegen kann? — Schließlich gewöhnten sich auch die Geschwister daran, daß Marieles Lieblingspüppchen eben ein Holzscheit war. Und die kluge Mutter verbot es ihnen sogar aufs strengste, das Mariele deswegen auszulachen. Sie hatte ihre stille Freude daran, zu beobachten, was das kleine Mädel alles mit ihrem „Püppchen" anstellte, welch reiche, schöpferische Phantasie beim Spiel zutage kam.

Aber welches Glück dauert ewig? Und so sollte sich auch über Marieles Dornröschenidyll nur allzubald ein großer schwarzer Schatten legen in Gestalt der alten Tante Ulrike. Die Kinder liebten Tante Ulrike ganz und gar nicht. Auch die Mutter nicht. Aber man durfte das die Tante beileibe nicht fühlen lassen, denn erstens war sie von mimosenhafter Empfindlichkeit, und zweitens lebte die kleine Familie seit Vaters plötzlichem Tode zu einem großen Teil von Tante Ulrikes Gnaden. Die Aussicht auf eine größere Erbschaft tat das ihre, um Mutter und die größeren Kinder zu schweigenden Duldern zu machen.

Immer, wenn Tante Ulrike zu Besuch kam, fand sie irgend etwas auszusetzen, besonders an Mariele. Die Dreijährige verstand sich noch nicht auf die Kunst des Sichverstellens, also trug sie ihre Abneigung gegen die Tante unverhohlen zur Schau: sie versteckte sich hinter dem Vorhang, wenn sie ihr „Patschhändchen" geben sollte und ein „Knickschen" machen, sie schüttelte sich — „puh!" —, wenn Tante Ulrike mit ihren kalten Lippen ihr einen Kuß auf den Mund geben wollte — kurz, man schwebte jedesmal von neuem in Aengsten, was sich Mariele wohl heute wieder leisten würde.

„Womit spielst du denn da?" Mit gerunzelter Braue trat Tante Ulrike bei ihrem letzten Besuch an Marieles Spieleckchen und griff nach Dornröschen in seinem Fußbankbettchen. Mariele antwortete mit mörderischem Protestgeschrei, aber ungeachtet dessen zerrte die Tante das „Püppchen" nun vollends heraus und besah sich dieses seltsame Spielzeug von allen Seiten. Schließlich riß sie mit mißbilligendem Gesicht dem Holzscheitlein das schöne neue Mullkleid herunter und warf es in hohem Bogen zu den übrigen Scheiten in der Ofenecke. „Das ist doch keine Puppe, das ist doch bloß ein gewöhnliches Stück Holz, du dumme Trine! Ich werde dir zu deinem Geburtstag eine schöne, große, richtige Puppe schenken!" Aber da geschah das Furchtbare: Mariele, tränenüberströmt und in ohnmächtiger Verzweiflung, hieb mit ihren beiden kleinen Fäusten wütend auf die verhaßte Tante ein und schrie: „Du, du böse Tante, gib mir mein Dornröschen wieder! Ich will keine doße Puppe von dir, gib mir mein Dornrö—ö—ö—s—chen!" Klatsch, klatsch, regneten da die schon lange fälligen Ohrfeigen auf das Kind herab. Als die Mutter herzueilte, um zu erklären und zu beschwichtigen, war es zu spät. Mit hochrotem Kopf rauschte die entrüstete Tante Ulrike aus der Wohnung, warf die Tür mit lautem Gepolter hinter sich zu, und man hörte nur noch, wie sie, schon auf der Treppe, giftig zwischen den Zähnen hervorstieß: „So eine Kröte! Das sollte m e i n e Tochter sein! So ein frecher Balg! Aber natürlich — wo kein Vater ist —!"

Die Mutter stand eine Weile mit traurigen Augen an der Tür. Als ihre erste Betrübnis über Marieles Unart verflogen war und sie das Kind wieder in heiterer Zufriedenheit mit ihrem Dornröschen spielen sah („Hat sie dich einfach wegdemeißt, die olle, böse Tante? Triegst dreich dein Süppchen, und dann läßt du, ja?"), da atmete sie tief, schluckte ihren Kummer über die nunmehr versiegte Gabenquelle herunter und strich dem Mariele leise lächelnd über den Blondkopf. Schließlich hatte die Kleine auch ihr wieder das Selbstbewußtsein zurückgegeben.



Aufnahme E. Hase

Der Rosinendieb

von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Mutter hat Rosinen gekauft, um einen Kuchen zu backen; sie kommt an diesem Abend nicht mehr dazu, und die Rosinen bleiben — das kann im besten Hausstand einmal vorkommen — in der Tüte auf dem Küchenschrank liegen.

Am nächsten Morgen erkundigte sich Purzel harmlos-neugierig, was denn in dem „Paketchen" auf dem Küchenschrank wäre? „Was für ein Paketchen?" Mutter weiß von keinem Paket. „Das neben der blauen Schale." „Ein Paket? Neben der blauen Schale?"

„Soll ich dir's mal zeigen?"

Purzel nimmt Mutter bei der Hand und führt sie in die Küche. Da liegt neben der blauen Schale ein zerknülltes graues Etwas — ein sehr zusammengeschrumpftes graues Etwas.

„Das sind ja meine Rosinen", sagt Mutter — und dann: „Ja — du liebe Güte — wo sind denn meine Rosinen geblieben?"

„Sind sie nicht dadrin?" fragt Purzel.

„Doch — schon noch. Aber sie sind viel weniger geworden."

„Wieso sind die weniger geworden?" fragt Purzel.

„Ja", sagt die Mutter, „das möchte ich auch wissen."

„Denkst du, es hat sie einer aufgefressen?"

„Ja", antwortet die Mutter, „das denke ich."

Purzel fragt: „Aber wer?"

„Tscha", macht die Mutter, „wer kann das wohl gewesen sein?"

„Vielleicht", meint Purzel, „waren Räuber da."

„Freilich", nickt die Mutter, „das müßte wohl ein rechter Räuber gewesen sein."

„Ist ein rechter Räuber was sehr Böses?"

„Was ganz abscheulich Böses."

„Kann man den nicht lieb haben?"

„Nein — einen so bösen Menschen kann man nicht lieb haben."

„Aber wenn er die Rosinen wiedergibt?"

„Dann vielleicht. Aber wenn er die Rosinen wiedergibt, ist er ja auch kein rechter Räuber mehr."

„*Soo — mmmm.*" Purzel sieht unter sich. „Wenn er sie aber *nicht* wiedergibt, dann bleibt er ein böser Mensch."

„Dann bleibt er ein böser Mensch, denn dann hat er die Rosinen gestohlen, und die Mutter kann keinen Kuchen backen — und alle werden sehr traurig sein, weil es für alle keinen Kuchen gibt, bloß, weil der Räuber die Rosinen gegessen hat."

Purzel hat die Augen voll Tränen.

„Es waren ja nicht alle Rosinen", schnuckt sie, „es sind ja noch welche drin. Bloß eine Handvoll. Kann man denn jetzt keinen Kuchen backen, bloß weil eine Handvoll Rosinen weniger *da* ist?"

„Nein", sagt Mutter, „das kann man nicht."

Purzel weint bitterlich los, und wundert sich, daß Mutter nichts sagt. Nichts Liebes zum Troste. Und auch

nichts Böses. Glaubt Mutter wirklich so fest an den Räuber? Ach, Purzel wünscht, sie wäre Mutter, damit sie auch so fest an ihn glauben könnte.

Mittags fragt Purzel:

„Wenn man alles Geld aus meiner Sparbüchse nimmt, kann man dann genug Rosinen kaufen, und einen Kuchen backen?"

„Tscha", macht Mutter, „Rosinen kaufen könnte man dann wohl, aber einen Kuchen backen kann man nicht in einem Hause, wo sich ein Räuber herumtreibt. Wahrscheinlich würde der Räuber dann auch den Kuchen heimlich auffressen."

„Aber wenn ich ganz gut aufpasse, und dem Räuber sage, daß er den Kuchen nicht auffressen darf?"

Darauf sagt Mutter bedeutungsvoll:

„Du scheinst wohl mit dem Räuber unter eine Decke zu stecken, Purzel?"

Wie schwer es die Mutter einem macht. Als ob sie einen gar nicht mehr verstände. Oder — ein Argwohn steigt in Purzel auf — am Ende will sie es bloß nicht verstehen. Tut nur so. Purzel macht sich an diesem Nachmittag auffallend viel um Mutter zu schaffen, schleicht immer um sie herum, betrachtet sie argwöhnisch, mißtrauisch, prüfend.

„Du — Mutti — wenn wir nun doch einen Kuchen backen, damit wir den Räuber dann erwischen, wenn er naschen will?"

„Ach", sagt Mutti, „das ist mir zu dumm, einen Räuber zu fangen. Und davon wird der Räuber auch kein besserer Mensch, daß ich ihn erwischte."

„Aber wenn der Räuber heute nacht wiederkommt, und die Rosinen wieder hinlegt — ist er dann kein böser Mensch mehr?"

„Nicht mehr ganz so böse", antwortet die Mutter, „aber die Rosinen, die er gegessen hat, bleiben doch gestohlen."

„Dann verzeihst du ihm gar nicht?"

„Nein. Er hat sich ja aus dem Staube gemacht und mich nicht um Verzeihung gefragt. Wie kann ich ihm verzeihen, wenn er gar nicht da ist, und wenn ich gar nicht weiß, wer er eigentlich ist?" —

Purzel seufzt tief. So geht es also auch nicht. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als der Sache ins Gesicht zu sehen. Es ist so schwer. Es ist so furchtbar beschämend, mit acht Jahren eingestehen zu müssen, daß man Rosinen genascht hat, wie eine dumme Katze, die nichts stehen sehen kann, ohne ihr Schnäuzchen darin zu wetzen. — —

Purzel sucht immer noch Auswege.

„Wenn du nun mich dafür strafst, daß ich — daß der Räuber —"

„Wie kann ich", fragt die Mutter, „dich dafür strafen, wenn ich doch weiß, daß es der Räuber war." —

Wieder nichts. Die ganze Sache ist Purzel schon lange leid. Wenn sie der Mutter doch nur nicht den Bären mit dem Räuber aufgebunden hätte!

Ein langweiliger Tag geht zu Ende. Einer jener trostlosen Tage, wo alles seinen Reiz verliert, weil das Herz nicht mitmachen will. Das Herz ist belastet und schwer. Manchmal, für eine kurze Viertelstunde, vergißt es seine Kümmernis. Und dann ist plötzlich alles wieder da. Mit jedem Male dumpfer und lähmender. —

Purzel hat gegessen und soll zu Bett.

„Fürchtest du dich nicht", fragt Mutter, während sie das Deckbett zurückschlägt, „heute Nacht allein zu schlafen — wo doch ein Räuber im Hause ist?"

Da sagt Purzel plötzlich:

„Nein. Denn es ist ja gar kein Räuber da. Ich habe die Rosinen aus der Tüte genascht."

So — nun ist es heraus. Lieber Gott, wie ist einem jetzt wohl! Mag die Mutter jetzt schelten, strafen, schlagen — es ist alles gut, weil nur kein böser Räuber mehr zwischen der Mutter und Purzel steht.

Aber Mutter tut nichts dergleichen; sie sagt nur: „Na, dann ist es ja gut" und läßt Purzel ins Bett klettern.

Purzel wirft die Arme um ihren Hals.

„Ist alles gut?"

„Ja, alles."

Purzel blinzelt und schmunzelt.

„Hast du wirklich gedacht, es wäre ein Räuber gewesen? Hast du es wirklich nicht gewußt?"

„Vielleicht", sagt Mutter, „habe ich es auch gewußt."

Purzel fragt:

„Mutti, wenn du es doch gewußt hast, warum hast du es nicht gesagt?"

„Ja", macht Mutter, „ich dachte: eigentlich hast ja du mir was zu sagen. Und dann wollte ich auch nicht glauben, daß mein Kind mich erst benascht, und dann auch noch belügt und betrügt."

Da werden Purzels Augen ganz groß. Und etwas dämmert in ihr auf; daß aus einer Lüge immer eine zweite und dritte entsteht, bis alle Wahrheit und damit das Glück zunichte wird.

Und sie schlingt ihre weichen Arme um Mutters Nacken, ganz schüchtern drückt sie ihr Köpfchen an. Da spürt die Mutter, wie sehr das kleine Herzchen klopft. —

Alle anderen Kinder . . .

Ich gehe mit meiner kleinen Gesellschaft in den Stadtpark. Uns entgegen kommt eine Mutter, mit einem kleinen Kind an der Hand. Das Kind trägt weiße Gamaschenhosen, weißen Mantel, weiße Handschuhe, weiße Mütze. Wie wir aneinander vorbeigehen, sehe ich, daß die Kleine weint. Die Mutter redet ärgerlich auf sie ein und zieht sie am Arm. Ich höre wie sie sagt: „Alle anderen Kinder halten sich sauber. Nur du mußt dich immer gleich schmutzig machen! . . ."

Wir gehen weiter. Meine Kinder sind längst vorausgelaufen. Wir haben einen Treffpunkt verabredet, wo wir uns wieder zusammen finden, und so haben sie Freiheit, zu laufen, wie und wo es ihnen Spaß macht.

Ich komme an einer anderen Gruppe vorbei, einem Vater mit zwei größeren Kindern. Der Vater sagt, gerade als ich vorbeigehe: „Alle anderen Kinder vertragen sich doch. Warum müßt ihr euch denn immer zanken? . . ." —

Auf dem Rückweg: Eine Ansammlung von Kinderwagen samt Kinderpflegerinnen (die meist in der Mehrzahl anzutreffen sind!). Eine von ihnen spricht energisch auf ein schreiendes, vielleicht zweijähriges kleines Ding ein. „Nun sieh doch mal, Martha, der kleine Peter weint gar nicht. Alle andern Kinder weinen gar nicht . . . Nur du!! Alle andern Kinder sind artig!" Ich bleibe stehen, um zu sehen, wie Klein-Martha darauf reagiert. Sie schielt zum Peter. Es ist wahr, der Peter ist still. Aber dem Peter hat man ja auch nichts getan. (Martha meint natürlich, daß man ihr etwas „getan" hat!) Alle andern Kinder sind still/allen anderen Kindern hat man nichts getan, nur die arme, arme kleine Martha wird so schlecht behandelt . . . Also: Martha brüllt nur noch mehr!

Wenn nun schon dieser Appell an alle andern Kinder bei der kleinen Martha nichts fruchtet, — um wieviel weniger bei den größeren Kindern! Das größere Kind weiß bereits ganz genau, daß auch „alle anderen Kinder" sich manchmal schmutzig machen und sich miteinander zanken, und daß der Vater oder die Mutter solche falschen Argumente anführt, macht sie höchstens widerspenstig. Die Eltern sollen die Beobachtungsgabe der Kinder nicht unterschätzen. Sie sollen damit rechnen und auf sie eingehen. Also richtige Gründe anführen! Kein Schielen nach den „Andern", weil es eine falsche Moral wiederspiegelt! Später soll der Mensch ja auch nicht deswegen gut und richtig handeln, weil „alle andern" es so tun, — was so wenig stimmt wie beim Kind —, sondern eben um des Guten, um des Richtigen willen.

Johanna Paul.



Aufnahme Archiv der „Reichs-Elternwarte"

Schon seit Tagen beschäftigt es die Gemüter: daß die ganze Klasse fotografiert ist. Kann man, soll man, wird man das Bild kaufen? Dann kommt Brigitte und sagt: „Heute ist das Bild da. Herr Kruse hat gesagt, die Mütter können kommen und es sich ansehen, ob sie es bestellen wollen."

Das ist nett von Herrn Kruse, daß er diesen Ansturm der Mütter auf sich nimmt, denn er weiß schon, daß die meisten Mütter das Bild nur bestellen, wenn ihr Kind recht hübsch darauf aussieht. Das eigene Kind, auf das es ihnen am meisten ankommt. Da gibt es aber auch andere Mütter, die sagen von vornherein, daß es gar nicht das Wichtigste ist, ob ihre Grete oder Inge so besonders gut getroffen ist, sondern daß es ihnen eben auf die Ansicht der ganzen Klasse als solcher ankommt, der ganzen kleinen Kameradschaft. Viele von den Kindern kennt sie, teils, weil sie mit ihrer eigenen Kleinen befreundet sind, und öfters ins Haus kommen, teils, weil die Mutter die Klassenausflüge nach Möglichkeit mitgemacht hat. Zuerst in der untersten Klasse, weil es da vielleicht noch nötig war, später, weil sie diesen Zusammenhang mit der ganzen Klasse von Zeit zu Zeit für gut und wichtig hielt.

Es sind aber doch viele Gesichter auf dem Bild, die der Mutter fremd sind: „Wer ist denn das?", fragt sie ihre Brigitte und zeigt auf ein Mädchen mit offenbar altklugen und frühreifen Zügen. „Das? Ach, das ist doch die Hella. Weißt du Mutti, die immer soviel ins Kino geht, ich hab's dir doch erzählt!" — „Und die hier?" „Das ist die Lotte!" — „Aha, der „Juxmacher", lacht die Mutter. Den kennt sie vom Erzählen ganz genau. Wenn Brigitte nach Hause kommt und, scheinheilig über das Heft gebeugt, die Mutter fragt: „Mutti, heißt es: die Witwe brachte ihren Mann oder ihrem Mann eine Tasse Kaffee?", worauf sie der ernst gegebenen Antwort mit einem wahren Indianergeheul begegnet: „Mutti, die Witwe hat doch gar keinen Mann!!!" — dann ist das von Lotte. Diesen Juxmacher sieht sich die Mutter natürlich ganz besonders aufmerksam an. Zwei so vergnügte lustige Kinderaugen, denen man ansieht, daß der Kopf voll Schelmerei steckt! Wie sie überhaupt in der Mehrzahl ganz vergnügt aussehen, die neunjährigen, als sei die Schule noch keine allzugroße Last. Freilich, einigen sieht man es doch an den Augen ab, daß sie schon mehr vom Leben und seinem Ernst kennen gelernt haben, als man es ihren Jahren wünschen könnte. Da ist die Klassenbeste mit einem über ihr Alter hinaus ernsten verschlossenen Gesicht. Sie weiß jetzt schon, was sie werden will, sie weiß jetzt schon ganz genau, daß sie nicht zum Spaß arbeitet, sondern daß sie einmal Geld verdienen will und muß . . .

Da ist die kleine Waldtraut, deren Mutter vor ein paar Wochen starb, blaß und traurig und die kleine Lisa, die weder Vater noch Mutter hat und im Stift ist. Da ist Elli, die schon am frühen Morgen, wenn die andern Kinder aus der Klasse noch schlafen, Brötchen austrägt, um der Mutter zu helfen und Claudia, die einmal Tänzerin werden soll. Sie hat schon seit 4 Jahren Ballettstunde und fängt jetzt mit Akrobatik an. All ihre Freizeit ist ausgefüllt mit ihrer Arbeit. Und sie lächelt auf dem Bilde, wie jemand, der weiß, daß man lächeln muß, um Erfolg zu haben.

Und wie die Mutter ihre Augen über all die kleinen Kinderköpfe gehen läßt, denkt sie, wie bei jedem Klassenbild seither, daß eine fehlt auf dem Bild. Ein blondlockiges süßes kleines Ding, das auf dem Klassenbild der untersten Klasse mit darauf war und die hübscheste von allen war: Die kleine Helga, die im ersten Schuljahr plötzlich an einer tückischen Krankheit starb. Ihr Bild hängt, umkränzt, in der Klasse. Und die Mutter ist glücklich und dankbar, daß sie dies Klassenbild in Händen hält, mit ihrer vergnügten kleinen Brigitte darauf . . .

Von Paula Koenig.

Der kleine

Dirigent

Aufnahmen und Verse
von Adolf Schmidt

Getreulich ist hier abgemalt
Ein Dirigent, neun Monat alt



Abwehrend muß er mit der Linken
Den starken Bläserchor abwinken



Aus diesem Bilde ist zu lesen:
Der Einsatz ist nicht gut gewesen



Da hat doch einer von den Bässen
Das Decrescendo ganz vergessen!

Kritisches Alter?

Von Meta Brix

Drei Männer und eine Frau saßen beisammen. Bunt und lebhaft ging das Gespräch und war plötzlich bei der „Frau um Fünfunddreißig".

Tja, meinte der eine Mann und krauste ernst die Stirn, das wäre schon ein Problem. Nicht ganz einfach, dieses Alter; kritischer Zeitpunkt im Leben der Frau.

„Oho!", sagte der zweite Mann, „die heutige Frau ist mit fünfunddreißig noch so jung! Sie selbst wird kaum finden, daß es um dieses Alter viel zu fragen und zu reden gibt."

„Was meinen Sie dazu?", fragte man die Frau.

Sie warf erst noch einen Seitenblick auf den dritten Mann dieses Kreises; er sagte gar nichts zu dem Thema; er sah still lächelnd vor sich hin.

Die Frau sagte, ihre Meinung wäre bestimmt nicht von Belang, denn *sie* wäre ja Partei. Aber dann ging ihr dieses Gespräch doch nach. Das ist manchmal so mit plötzlich aufgeworfenen Fragen. Erst hört man nur halb hin und dann wollen solche Fragen nicht locker lassen und bohren und bohren.

Fünfunddreißig Jahre? Da steht die Frau im Hochsommer des Lebens. Und wenn sie verheiratet und Mutter ist, wird es ein köstliches Leben sein. Es ist nicht mehr der Ueberschwang der Jugend da, gewiß nicht, und doch fließt das Blut noch nicht gelassen, sondern strömt kräftig und gesund in besonnter Reife.

Und die unverheiratete Frau? Nein, auch sie muß um die Fünfunddreißig herum durchaus nicht in schmerzvollen Verzicht und Traurigkeit versinken. Gewiß werden erst Ehe und Mutterschaft ein Frauenleben zur schönsten



Von innerster Empfindung spricht
Verklärt, ergriffen sein Gesicht



Noch stärker feuert er es an:
Ein jeder gebe, was er kann!



Nun will er mit dem Armeschwingen
Den Bläserchor zum Schwellen bringen



Und sichern Schrittes, scharf im Takt,
Wird stolz der Schlußsatz hingepackt

Entfaltung bringen. Gewiß haben die wenig bekannten Worte der Frau Marie von Clausewitz für alle Zeiten Gültigkeit: „Eine unverheiratete Frau wird immer nur ein halbes Dasein führen. Allem Großen, Schönen, Edlen in der Natur, der Kunst wie im wirklichen Leben wird ihre Seele sich öffnen, aber die innere Ruhe und Klarheit, ein heimatliches Gefühl für die Erde, unsere wahre Vollendung erhalten wir erst durch die Ehe."

Ebenso gewiß aber werden viele unverheiratete Frauen in diesem Alter von Fünfunddreißig etwa sich und ihre Gefühle so fest in der Hand haben, daß sie durchaus nicht qualvollen und gedrückten Stimmungen unterliegen, sondern ihr Leben bejahen und mit erhobenem Haupt ihren Posten ausfüllen.

Freilich, es gibt auch andere. Gibt Fälle, die der Bemerkung vom kritischen Alter recht geben. Da geht ein Mädchen dieses Alters einem Heiratsschwindler ins Garn. Zuckt nun nicht die Schultern, ihr lieben, klugen Leute, sagt nicht leichthin: Na ja, Liebe und Dummheit! Die Verzweiflung, unter der ein solches Mädel zusammenbrach, sprach anders: „Was wißt denn ihr? Denkt ihr, es ist Befriedigung, Tag um Tag ins Büro zu gehen? Nein! Einen Mann wollte ich haben, meinen Haushalt und ein Kind!

Das waren die tiefsten Beweggründe, die den klaren Blick trübten.

Aber warum kam das Männerkollegium eigentlich auf die „Fünfunddreißig"? Wenn es wirklich Jahre im Leben der Frau gibt — im Leben aller Frauen, nur tragen die einen leicht, die anderen schwer daran — die von wechselnden Stimmungen beschwert werden, so ist es vielmehr das Hinüberwechseln vom Lebenssommer in den Herbst. Die Zeit zwischen 45 und 50.

Aber wie auch immer — stellt die Frau fest, der dieses Gespräch um die „Frau von Fünfunddreißig" nicht aus dem Sinn ging — wir wollen doch unsere Ansicht über diese Jahre nur ja nicht von den Gefühlen und Stimmungen der Unbefriedigten und Gefühlsunfähigen ableiten, sondern von der gesunden, tapferen deutschen Frau.

Sie wird auch an jedem Geburtstagsmorgen nach dem fünfunddreißigsten Jahr ihrem Bild im Spiegel fröhlich zunicken: „Da sind wir also wieder ein Jahr älter geworden, meine Liebe, ist nun mal nicht zu ändern. Spazieren wir also in Frieden weiter . . ."

Und das wird sie auch am großen Meilenstein ihres Lebens, am fünfzigsten Geburtstag, sagen!

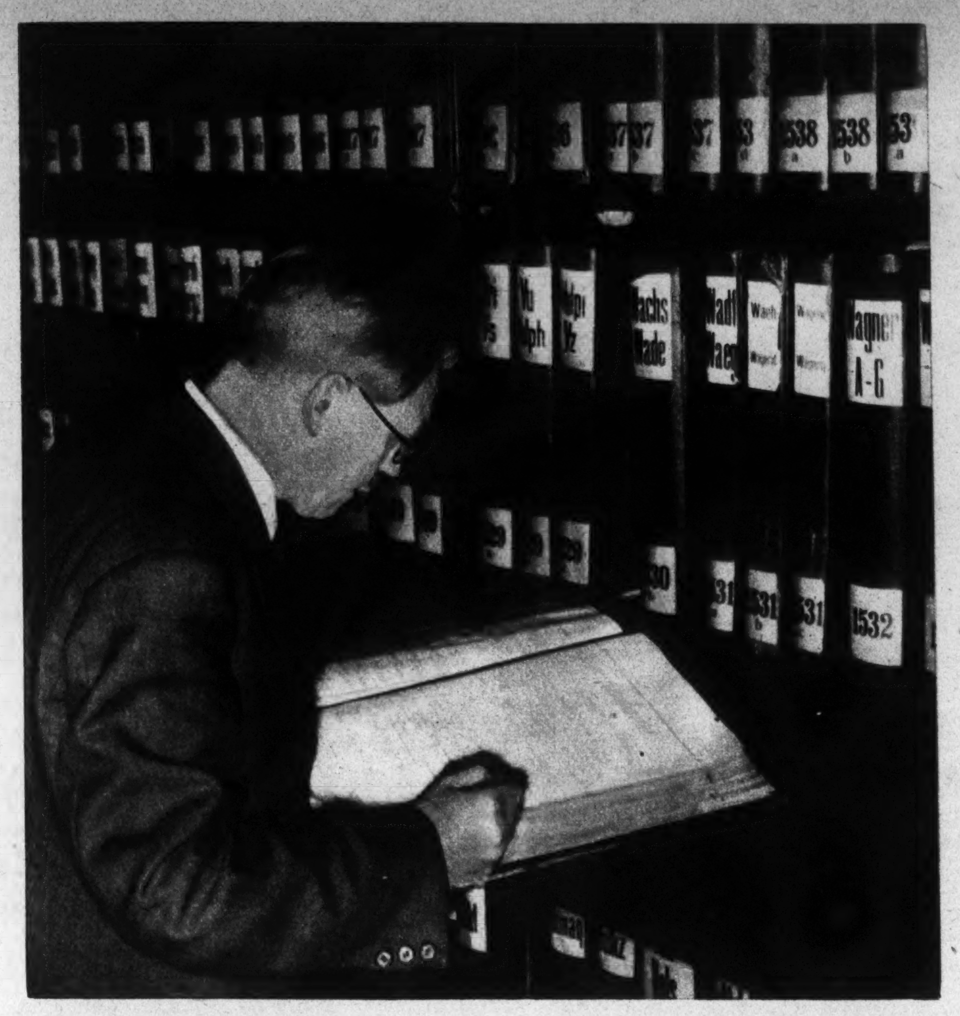
Was können unsere Kinder werden?

Der Bibliothekar

Mit diesem Namen nennen sich *zwei* ganz und gar verschiedene Berufe, die nur darin übereinstimmen, daß sie beide mit der Verwaltung von Büchern zu tun haben. Mit Büchern, die dem Bibliothekar nicht gehören. Dasselbe ließe sich allerdings auch vom Buchbinder und vom Buchhändler sagen, und wirklich besteht zwischen denen, die beruflich mit Büchern umgehen, ein mehr als äußerlicher Zusammenhang, sie sind alle aus der Leidenschaft des Bücherliebhabers entstanden und bedürfen heute noch der verwandtschaftlichen Tuchfühlung zu ihrem Wohlsein. Während aber jedermann weiß, was ein Buchbinder und ein Buchhändler mit den Büchern zu tun haben, ist das *Bild* des Bibliothekars viel weniger scharf umrissen. Von dem ehemals sehr häufigen Typus, der wie ein feuerspeiender Drache auf seinen Schätzen sitzt, wollen wir hier nicht weiter reden: das war niemals ein Beruf, sondern eine Krankheit. Unter einem Bibliothekar versteht man also entweder den Verwalter *wissenschaftlicher* Büchersammlungen (den „wissenschaftlichen Bibliothekar") oder den *Volksbibliothekar*, der ganz unmittelbar im Dienste der Volksbildung und Volkserziehung steht. Wenn diese beiden Bücherei-Berufe auch als „höhere" und als „mittlere" Bibliothekar-Laufbahn unterschieden werden, kann das zu Irrtümern führen: denn erstens gibt es höhere, mittlere und untere Bibliotheksbeamten nur in wissenschaftlichen Bibliotheken *neben*einander, und zweitens (was wichtiger ist) sind die Volksbibliothekare, die fast immer aus der „mittleren" Berufslaufbahn hervorgehen, keineswegs von geringerer Bedeutung als ihre wissenschaftlichen Kameraden — sie haben nur ganz andere Aufgaben.

Der wissenschaftliche Bibliothekar hat es zunächst mit Besuchern zu tun, die Bücher und Zeitschriften, Handschriften, Karten und Musikalien nicht zu ihrer Freude, Erbauung und persönlichen Bildung suchen, sondern zum Studium, im Laufe gelehrter Forschungsarbeit oder zu andern sachlichen Zwecken. Die wissenschaftliche, aus öffentlichen Mitteln unterhaltene Bibliothek soll allen diesen Menschen die Wege zu den gewünschten Werken ebnen: niemand könnte sie sich alle kaufen. Der Benutzer einer wissenschaftlichen Bibliothek sucht auch selten nur ein oder einige bestimmte Bücher; öfter möchte er alle Arbeiten eines bestimmten Verfassers, eines bestimmten Zeitalters, eines Kreises mit einander verbundener Schriftsteller (z. B. der Reformatoren und ihrer Gegner) studieren; noch viel häufiger will er sich darüber unterrichten, was alles über eine gewisse Persönlichkeit oder eine Sache, über ein Ereignis oder ein wichtiges Problem schon gesagt worden ist, z. B. über Goethe, über den Bau von Radioapparaten, über die Marneschlacht 1914 oder über die Vererbungslehre. Zur Beantwortung aller dieser Fragen braucht der Suchende die Kataloge der betreffenden Bibliothek: den einfacher zu handhabenden nach dem A B C der Verfassernamen und den nur für Geübtere zu brauchenden „Realkatalog" nach Fächern und Wissenschaften. (Wo aber soll man im A B C z. B. die Reichsversicherungsordnung von 1911 suchen oder in welchem „Fach" ein Buch über Fastnachtsgebäcke am Rhein?) — Der wissenschaftliche Bibliothekar hat nun die in einer Bibliothek vorgefundene Ordnung der Büchermassen mit peinlicher Sorgfalt zu erhalten, er hat neue Bücher (auch ältere, bisher nicht vorhandene und jetzt vielleicht zum Kauf angebotene) nach dem Zweck, nach den Geldmitteln und dem Umfang der Bibliothek auszuwählen und einzuordnen, wobei alle Kataloge an den betreffenden Stellen zu ergänzen sind . . . selbstverständlich in einer Schrift, die auch in Jahrhunderten noch gut lesbar sein wird. Das schon fordert, nach Jacob Grimms schönem Worte, eine „Andacht zum Kleinen", die nicht jedem gegeben ist, eine Geduld und Aufmerksamkeit auch bei langweiligen Tätigkeiten, große Kenntnisse auch in den dem Bibliothekar persönlich ganz uninteressanten Fachgebieten. Es ist nicht jedermanns Sache, so uneigennützig zu arbeiten. Uneigennützigkeit aber ist eine der Grundeigenschaften jedes wahrhaft guten wissenschaftlichen Bibliothekars: denn nicht eigener Forschung, die immer zurücktreten muß, sondern dem Bemühen anderer gilt sein Dienst. Diese anderen sind oft, ja in der Regel, weniger bücherkundig als er; also muß *er* Bescheid wissen, in allen Wissenschaften, in möglichst vielen Sprachen und Schriften; daneben aber auch im Buchhandel und Auktionsbetrieb, in der Geschichte alter Einbände und Buchillustrationen, im Konservieren und Wiederherstellen von Kostbarkeiten (und in den Künsten der Fälscher!), in Landkarten und Musikalien, in moderner Büro-Organisation und in geduldiger Menschenbehandlung — nur in sehr großen Bibliotheken darf der Bibliothekar so zum Spezialisten werden, daß er nur *ein* „enges" Gebiet beackert: den Leihdienst und den Lese-Saal, den Katalog, die Handschriften oder die arabischen, die indischen, die chinesischen Bücher. Der vielseitigere Beamte mittlerer und kleineren Bibliotheken kann freilich auch nicht „alles" wissen, ohne zum hoffnungslosen Dilettanten zu werden, er muß sich nur in seinem Umkreise immer zu helfen verstehen. Das geht nicht ohne Entsagung und praktischen Ueberblick. Auch nicht ohne Humor, wenn die falsch geschriebenen Bestellzettel (die nicht nur von blutigen Anfängern verfaßt werden!), die Gedankenlosigkeiten der Benützer und die Steckenpferde alter Spezialgelehrter den Bibliothekar nicht zur Verzweiflung bringen sollen. Oder ist es vielleicht vergnüglich, den Katalog nach Buchverfassern mit den seltenen Namen Müller, Schmidt und Schulz zu durchsuchen, weil der Besteller keinen Vornamen mit auf den Zettel geschrieben hat? Wie ohne Witz und ohne Nachsicht ließe sich erraten, daß der Wunsch nach einem italienischen Geschichtenbuch von Kamerun durch das Decamerone des Boccaccio erfüllt werden soll? Was soll der freundliche Bibliothekar der fleißigen Schülerin geben, die „Rankes Geschichte im Zeitalter der Reformation, Band: Königin Luise" bestellt? Das Gedächtnis des guten Bibliothekars ist wie ein Schaltbrett, auf dem bei jeder Frage „Wo?" kleine Signallampen aufleuchten und den Weg zeigen zu den einschlägigen Büchern seiner Bücherei.

Die Tätigkeit des Volksbibliothekars erscheint dem Außenstehenden durchsichtiger und leichter eingänglich. Hier gilt es nicht die Bücherschätze der Jahrhunderte und aus allen Ländern der Erde für Schüler und Meister der Forschung bereit zu halten, hier gilt es die lebendige Gegenwart und die Bildung aller aufnahmewilligen Volksgenossen. Der Volksbibliothekar ist kein Wegweiser der Besucher zu den Büchern, sondern eher ein Wegebahner der Bücher zu



In der Staatsbibliothek Aufnahme Atlantic-Photo

Nation nicht aus den Händen gleiten soll. Auf der andern Seite rufen innen- und außenpolitische Pflichten, die Erzeugungsschlacht und der Vierjahresplan, der Kampf um die wahre Volksgemeinschaft im nationalsozialistischen Geiste den Dienst und die Mithilfe auch des Volksbildners auf den Plan.

Zwei bibliothekarische Berufe, sehr verschieden in Ausrichtung und Arbeitstakt, beide unentbehrlich im geistigen Leben des Volkes: sie wenden sich an die Jugend, um ihre Erneuerung zu sichern, und sind doch nicht jugendtümlich, nicht jugendlich in ihren Anforderungen. So ist es ganz gut, daß der Bedarf und der Verbrauch nicht allzu groß sind. Die sich trotzdem zu diesen Berufen hinwenden, sollten wissen, daß gute Nerven, eine zähe Gesundheit und ganze Charaktere hier gebraucht werden, Menschen, die planmäßig, unbeirrt und ohne Hetze nach sichtbarem Erfolg an einem großen Werke mitzutun entschlossen sind. Hans Hajek.

den Menschen; kein aufopfernder Diener fremden Willens, sondern eher ein Erfüller fremder Sehnsucht. Das Ordnungssystem seiner Bibliothek, die Neuanschaffung, der Katalog — das alles dient viel ausschließlicher als in der wissenschaftlichen Bibliothek den persönlichen Bedürfnissen der Leser und tritt daher, so wichtig es für die Technik des Betriebs bleibt, an innerem Gewicht weit gegen den Verkehr von Mensch zu Mensch, gegen die gewollte bildnerische Wirkung auf den Leser zurück. Der Volksbibliothekar ist in allererster Linie Erzieher. Allerdings keiner mit aufgehobenem Zeigefinger, kein aufdringlicher Schulmeister und Besserwisser, sondern eigentlich ein ganz „hinterhältiger" Freund, dessen beste Ratschläge „so nebenbei" gegeben werden. Der Volksbibliothekar ist keine lebendige Reklametrommel für bestimmte „gute" Bücher und kein Moral-Prediger gegen „schlechte" Bücher; er weiß, daß für jeden Leser die Wege ein bißchen anders laufen. Es macht ihm Spaß zu verführen: z. B. vom spannenden, aufregenden Schundroman zum hinreißend geschriebenen Erlebnisbuch — mit Absicht gebe ich hier keine Beispiele, weil es für den Volksbibliothekar keinerlei Rezepte gibt. Wie er seine Stadt (und die umliegenden Dörfer) für seine Bücherei interessiert, wie er seine „Kunden" behandelt, wie er der Auflockerung, der Erweiterung des geistigen Horizonts, der Vertiefung und Verfeinerung des Verständnisses, der Festigung der Weltanschauung dient, das ist seine persönliche Leistung. Er muß nicht nur ein Bücherkenner sein (was mehr ist als ein Wisser von Titeln), ein praktischer und gelenker Mann im inneren und äußeren Betrieb, sondern mehr noch ein guter Menschenbehandler, ein gerissener Werber und selbstverständlich ein nationalsozialistischer Charakter. Auch sein Gedächtnis ist ein Schaltbrett, aber was da blitzartig aufglänzt, das sind vor allem menschliche, seelische Beziehungen, persönliche Bildungswege der einzelnen Anvertrauten .... auch die vollendetste Leserkarte könnte dieses besondere Gedächtnis eines erfahrenen Volksbibliothekars nicht ersetzen. Führt der wissenschaftliche Bibliothekar (wenigstens im Beruf) ein fast zurückgezogenes, den sachlichen Belangen seiner vielseitigen Tätigkeit hingegebenes Leben, so muß der gute Volksbibliothekar ganz im Gegenteil mitten im Leben seiner Zeit stehen, auch und gerade während seines beruflichen Tuns. Politik und Wirtschaftskampf, Erziehungssorgen und religiöse Zweifel, Sehnsucht nach der Weite und heimatgebundener Forscherdrang, leichtes Unterhaltungsbedürfnis und ernste Bildungsinteressen der Mußestunden führen der Volksbibliothek ihre Leser zu; Zeitung, Versammlung, Ausstellung, Theater, Kino und Radio gestalten mit an der geistigen Welt ... der Volksbibliothekar muß von all dem lebensvolle Kenntnis haben, wenn ihm seine Aufgabe an der

Wie wird man Bibliothekar?

Für den Beruf eines wissenschaftlichen Bibliothekars im höheren Dienst ist das Abitur eines Gymnasiums oder der Nachweis entsprechender griechischer und lateinischer Kenntnisse zusätzlich zum Abitur einer andern höheren Schule, außerdem ein abgeschlossenes Hochschulstudium mit Staats- bezw. Diplomexamen und Doktorat Voraussetzung. Die eigentliche Ausbildung dauert dann zwei Jahre: davon entfällt das erste auf die praktische Ausbildung an einer Universitätsbibliothek oder an der Bibliothek einer Technischen Hochschule, nebst mehreren akademischen Vorlesungen, das zweite Jahr wird in der Preußischen Staatsbibliothek Berlin und am Bibliothekswissenschaftlichen Institut der Universität Berlin verbracht ... in Bayern bietet München, in Sachsen Leipzig ähnliche Möglichkeiten. Dann folgt eine schriftliche und mündliche Prüfung. — Der seit 1906 eingerichtete mittlere Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken oder an Volksbibliotheken setzt mittlere Reife und eine zusätzliche dreijährige Berufspraxis als Pädagoge oder Buchhändler voraus. Die Ausbildung dauert dann drei Jahre: 1½ Jahre an einer staatlich anerkannten Bibliothekarschule, 1 Jahr praktischer Dienst an einer wissenschaftlichen Bibliothek, wenn der Bewerber in diese Laufbahn eintreten will, oder an einer Volksbibliothek, wenn er Volksbibliothekar werden möchte, endlich ½ Jahr Praxis für den wissenschaftlichen Bibliothekar an einer Volksbibliothek und umgekehrt für den Volksbibliothekar an einer wissenschaftlichen Bibliothek. Auch hier schließt natürlich eine Prüfung ab.



Die braune Schwester

Von Gerda Simons

mit 5 Aufnahmen der Presse-Bild-Zentrale

Ob das Nesthäkchen krank ist oder Großmutters Augen schwach werden – Schwester Ilse hilft . . .

Wenn wir hören, daß im Deutschen Reich jeder vierte Mensch ein Großstädter ist, d.h. in einer Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern lebt, dann vergessen wir allzu leicht danach zu fragen, wie viele Menschen denn auf dem flachen Lande leben. Weit mehr als ein Drittel der deutschen Bevölkerung wohnt aber in Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern, d. h. in Städtchen und Dörfern, von denen die Statistik über 60 000 aufweist. Nur in den größeren dieser Orte gibt es einen Arzt, gewöhnlich haben Aerzte, Hebammen, Pfarrer mehrere Gemeinden gleichzeitig zu betreuen. Und wer verbindet dann täglich den eiternden Finger? Wer weiß raschen Rat, wenn ein Säugling Durchfall hat? Wer kann im Krankheitsfall die Mutter betten und eine Krankensuppe kochen, wenn alle Hände im Dorf durch die Erntearbeit beansprucht werden? Gewöhnlich ist niemand da. Recht und schlecht müssen sich die Dorfbewohner selber helfen. Die Folge ist eine größere Säuglingssterblichkeit, schlechte Gesundheitsverhältnisse überhaupt und ein ratloses Sichabfinden mit aller Mühsal unter den Frauen und Müttern. Und doch könnte in allen diesen Fällen eine Frau helfen, die — krankenpflegerisch geschult und hauswirtschaftlich erfahren — das Leben im Dorfe kennt und das Vertrauen der Bauern besitzt: die Gemeindeschwester. Hier und da haben auch die konfessionellen Schwester-Organisationen, meist auf Anregung der Geistlichen, ihre Schwestern zu solch gemeindepflegerischer Tätigkeit auf die Dörfer geschickt. Auch das Rote Kreuz betreut durch seine Schwestern eine Reihe ländlicher Gemeinden.

Alles, was da bisher geschah, ist aber noch sehr lückenhaft; wir haben heute erst 1400 Gemeindeschwestern. Selbst wenn man einer Schwester 3000 Einwohner zur Betreuung anvertrauen würde, was bedeutet, daß sie dann häufig mehrere kleine Dörfer zusammen übernehmen müßte, so bliebe immer



noch ein Bedarf von 20 000 Gemeindeschwestern. Wollen wir eine gleichmäßig ausreichende gesundheitliche Betreuung unserer Landbevölkerung erreichen, dann müssen wir 20 000 Gemeindeschwestern neu einstellen. Und wir wollen das. Der Nationalsozialismus weiß, daß unsere völkische Kraft im Boden wurzelt, daß die Menschen, die den Boden bearbeiten und ihm noch verbunden sind, als die Hüter dieser Kraftquelle ganz besondere Wichtigkeit haben. So hat sich die Partei eine eigene nationalsozialistische Schwesternschaft angegliedert, die ihre vornehmste Aufgabe darin sieht, die Lücken zu schließen, die in der Versorgung der ländlichen Bevölkerung mit ausreichend geschulten Gemeindeschwestern bisher geblieben sind.

Diese NS-Schwesterschaft hat mit den Schwestern-Organisationen aus früherer Zeit zwei wichtige Forderungen gemeinsam: sie verlangt von jeder Schwester unbedingte Disziplin und Unterordnung unter die Führung — dazu gehört auch eine bestimmte, genau vorgeschriebene Ausbildung — und sie erwartet von einer jeden, daß sie ihren Dienst am Volksgenossen erfüllt in dem Bewußtsein, einer höheren Sache zu dienen. Das heißt, daß sie überall für ihre Weltanschauung eintrete und durch ihr eigenes Verhalten für sie werbe. So wie eine Nonne oder eine Diakonisse die Kraft für ihre Arbeit schöpfen muß aus der christlichen Lehre und den Geboten ihrer Kirche, so ist der Glaube an die völkische Sendung für die NS-Schwester immer wieder Ansporn; wo immer sie steht, fühlt sie sich in vorderster Front des Kampfes für die nationalsozialistische Idee.

Aber die NS-Schwesternschaft unterscheidet sich von andern Organisationen doch sehr deutlich durch ihre neue Haltung. Die Bindung der NS-Schwester an ihre Schwesternschaft ist keine ordensmäßige. Daher darf sie außerhalb des Dienstes Zivilkleidung

Für die kranke Mutter ist Schwester Ilse Hausfrau



tragen, Konzerte, Theater und Kino besuchen, Sport treiben, kurz: ihr persönliches Leben führen. Daß dieses persönliche Leben mit dem beruflichen in Einklang stehen muß, versteht sich von selbst bei einer Weltanschauung, die von der Einheitlichkeit des Menschen ausgeht und mit der eine Spaltung in Privatmensch und Berufsmensch unvereinbar ist. Die NS-Schwester steht ganz und gar in der Gegenwart und bedient sich also auch im Dienst aller zeitgemäßen Hilfsmittel. Mit dem Motor-Fahrrad, im Winter vielleicht auf Skiern überwindet sie die weiten Entfernungen; und sie scheut sich auch nicht, in öffentlichen Versammlungen einzutreten für die Sache, der sie dient.

Der Beruf einer NS-Schwester ist

nicht leicht. Sie steht im Dorf oft auf einsamem Vorposten, denn nicht überall sind Ortsgruppen der NS-Volkswohlfahrt und der NS-Frauenschaft, in denen sie ihren natürlichen Rückhalt haben sollte. Das Arbeitsgebiet ist sehr vielseitig. Beim Baden des Säuglings fängt es an; keine körperliche Not darf ihr fremd sein. Und wenn die Dorfbewohner mit Sorgen und Leid zu ihr kommen, muß sie zu trösten wissen, aber auch praktisch raten können. So bietet der Beruf der NS-Gemeindeschwester Gelegenheit zur Entfaltung aller fraulichen Kräfte und Fähigkeiten und vermag deshalb auch eine große Befriedigung zu geben. Verhältnismäßig groß ist der Anteil der Schwestern, die wegen Heirat aus dem Beruf ausscheiden. Für diejenigen, die im Beruf alt werden, wird durch eine zusätzliche Rente zur Altersrente der Angestellten-Versicherung gesorgt. Die Schaffung von Feierabendheimen für die ausgedienten Berufskameradinnen ist geplant.

Wenn man sich den Wirkungskreis der NS-Gemeindeschwester vor Augen hält, dann ist es einleuchtend, daß dieser Beruf gesunde, körperlich und seelisch widerstandsfähige Menschen erfordert, Menschen, die selbständig und verantwortungsfreudig ihre Arbeit anpacken. Mädels, die sich in der nationalsozialistischen Bewegung schon betätigt haben, werden bevorzugt. Nichtarier sind natürlich ausgeschlossen. Jede Schulbildung ist recht, nur abgeschlossen muß sie sein. Da die grundlegende Ausbildung für diesen Beruf die krankenpflegerische ist, kann sie erst mit 19 Jahren beginnen. Die Zeit bis dahin kann aber auch schon im Hinblick auf die späteren Aufgaben nutzbringend ausgefüllt werden. Zu den Vorbedingungen gehören hauswirtschaftliche Kenntnisse: alle, die sie sich nicht vor Eintritt in die Schwesternschaft erworben haben, müssen eine halbjährliche hauswirtschaftliche Ausbildung nachholen. Sehr erwünscht sind Erfahrungen in der Säuglingspflege, die in einem einjährigen Kurs erworben werden. Vor allem wird den künftigen NS-Schwestern die Ableistung des Arbeitsdienstes eine wertvolle Lehrzeit sein, denn hier wird die beste Vorstellung von der späteren Berufsarbeit vermittelt.

Freilich ist der Weg zur eigenen Gemeindeschwestern-Station nicht in den zwei Ausbildungsjahren zurückgelegt. An das Staatsexamen schließen sich noch ein paar Jahre Praxis im Krankenhaus an, um der jungen Schwester die Sicherheit zu geben, die sie draußen braucht, wo Arzt und Stationsschwester nicht hinter ihr stehen. Dann erst folgt die zusätzliche Sonderausbildung für die gemeindepflegerischen Aufgaben: sie umfaßt weltanschauliche Schulung, Einführung in die gesetzlichen Grundlagen der Erb- und Rassenpflege, der Wohlfahrtspflege und Jugendfürsorge, der Sozialversicherung und die Vermittlung mancher andern Kenntnisse, die bei der vielgestaltigen Tätigkeit in einer ländlichen Gemeinde nötig sind.

Die krankenpflegerische Ausbildung erfolgt in staatlich anerkannten Krankenpflege-Lehranstalten, mit denen die NS-Schwesternschaft für diesen Zweck besondere Vereinbarungen getroffen hat. Die NS-Lehrschwestern wohnen aber für sich in eigenen Heimen und unter Betreuung von älteren NS-Schwestern. Für die Sonderausbildung in der Gemeindepflege kommen sie dann später in die Mutterhäuser der NS-Schwesternschaft: in das Rudolf-Heß-Krankenhaus nach Dresden oder in das Mutterhaus nach Dortmund. Es ist aber nun nicht so, als ob jede Schwester auch in die Gemeindearbeit gehen müsse. Wenn auch dies Arbeitsgebiet für die NS-Schwestern das wichtigste ist, so gibt es doch für diejenigen, die sich mehr für die Arbeit am Krankenbett eignen, die Möglichkeiten, in solcher Arbeit zu bleiben. Ueberall aber, wo die NS-Schwester steht, wird sie sich im Dienst des Führers wissen und in seinem Sinne ihre Kraft einsetzen zum Wohl der Volksgemeinschaft.

Streiflichter aus der Berufsberatung

Erfahrungen, die ein Fachmann machte

Er will arbeiten

Der junge Mann, von dem hier die Rede sein soll, sprach schon in der 4. Klasse der Volksschule bei mir vor und erkundigte sich mit seinen Eltern über den Uebertritt in eine höhere Lehranstalt, da er einmal unter allen Umständen Ingenieur werden wollte. Seine Eltern waren aber nicht so bemittelt, daß sie seinen Wunsch hätten ohne weiteres erfüllen können. Der Vater selbst längere Zeit arbeitslos, konnte ihm den Besuch einer höheren Lehranstalt nicht ermöglichen. Ich klärte die Eltern und den Jungen dahingehend auf, daß der Besuch einer Höheren Technischen Staatslehranstalt mit dem Ziele des Techniker-Ing. nach Abschluß der Volksschule, Lehrzeit, Besuch der Berufsoberschule in den Abendstunden oder in einem Jahresvollkurs möglich sei. Nach dem Austritt aus der Volksschule machte der Junge zuerst seine Lehrzeit als Maschinenschlosser durch. In den Abendstunden arbeitete er fleißig und bestand schließlich seine Gesellenprüfung mit sehr gut. In der Berufsoberschule erwarb er sich die Berechtigung zum Uebertritt in das Ohm-Polytechnikum, das er nach 2½ Jahren mit gutem Erfolg verließ. Der Abschluß seines Studiums fiel mitten in die Zeit wirtschaftlich schlechter Verhältnisse hinein: Der Maschinenindustrie fehlten die großen Aufträge, um ein neues Personal aufnehmen zu können, und es blieb auch der junge Maschinen-Ingenieur monatelang ohne Anstellung, so sehr er sich auch bemühte. Ohne mit einer Silbe zu verraten, daß er Maschinen-Ingenieur sei, nahm er in einer Maschinenfabrik eine Stelle als einfacher Schlosser an. Die Bezahlung war zwar keine fürstliche, aber sie reichte doch aus, um ihn vom väterlichen Geldbeutel unabhängig zu machen. Was er sich vor Jahren in der Lehrzeit angeeignet hatte, kam ihm nun bei seiner neuen Tätigkeit sehr zu statten. Als intelligenter, gut geschulter junger Mann leistete er bei seinem zähen Arbeitswillen Qualitätsarbeit und unterschied sich sehr bald von seinen Mitarbeitern. Die Vorgesetzten wurden auf seine Tüchtigkeit aufmerksam. Sie gaben ihm schon schwierigere Präzisionsarbeiten zur Ausführung. So verbesserte er seine Stellung von Monat zu Monat. Dabei beobachtete er mit dem sich für alles interessierenden Auge die Arbeitsvorgänge in den Werkstätten und konnte als Techniker mit manchem guten Rate dienen. Wer dieser tüchtige junge Mann sei, kam erst an den Tag, als er sich in der gleichen Fabrik für eine frei gewordene Stelle als Maschinen-Ingenieur bewarb. Daß er sich nicht gescheut hatte, in seinem Arbeitseifer eine einfache Schlosserstelle anzunehmen, wurde ihm mit Recht als Verdienst angerechnet. Er wurde wirklich berücksichtigt und kam so ans Ziel seiner Berufswünsche, was er vor allem den Umstand zu verdanken hatte, daß er sich nicht gescheut hatte, sich von unten heraufzuarbeiten. Der junge Mann hatte sich das Motto für das Leben gewählt: S t e h e n b l e i b e n: es wäre der Tod; N a c h a h m e n: es ist schon eine Art Knechtschaft; e i g e n e A u s b i l d u n g und E n t w i c k l u n g: das ist Leben und Freiheit.

Dr. Hauck.

Amtliches

Nur noch zwei Arten höherer Schulen:

Oberschule und Gymnasium

Oberschule mit Englisch als erster Fremdsprache und Latein als zweiter Sprache ist die Hauptform.

Reichserziehungsminister Rust hat in einem neuen Erlaß an die preußischen Oberpräsidenten, den Saarlandkommissar und die Unterrichtsverwaltungen der Länder die Grundsätze klargelegt, nach denen die künftigen Arten der höheren Schule an die Stelle der bisherigen Vielgestaltigkeit verteilt werden sollen. Schon im April d. J. war angekündigt, daß es neben den sechsjährigen Aufbauschulen nur noch zwei Arten der grundständigen höheren Schule für Jungen geben werde, und zwar eine Hauptform (Oberschule) und eine Nebenform (Gymnasium). Der neue Erlaß legt nunmehr die Grundsätze fest, nach denen die Entscheidung über Einführung der einen oder der anderen Form zu treffen ist.

Erster Grundsatz ist der, daß überall dort, wo nur eine höhere Schule am Ort ist, diese grundsätzlich die Hauptform haben muß. Nur wo die beiden Voraussetzungen erfüllt sind, daß das Gymnasium von besonderer Bedeutung ist und auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurückblickt, wird der Reichserziehungsminister auf Antrag eine Ausnahme zulassen. Ein berechtigtes Bedürfnis kann nicht anerkannt werden, wo Gymnasien als Vorbereitungsanstalten für bestimmte Berufe, etwa Theologie, angesehen werden, da die höheren Schulen nicht Berufsvorbildungsanstalten sind, sondern Stätten zu vertiefter völkischer Bildung.

Auch wo mehrere grundständige höhere Schulen an einem Ort sind, hat grundsätzlich die Hauptform den Vorzug und muß auch der Zahl nach die Nebenform überwiegen. Bei nur zwei Schulen kann ausnahmsweise eine die gymnasiale Nebenform erhalten, wenn dadurch die Schule der Hauptform nicht in ihrem Bestande oder ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigt wird. Die Doppelanstalten sollen fortan grundsätzlich nur eine Form haben und nur in ganz dringenden Einzelfällen beide Formen in sich vereinigen dürfen.

Die äußere Neuordnung des höheren Schulwesens ruht auf dem Grundsatz, daß dem einheitlichen nationalsozialistischen Bildungsziel auch ein einheitlicher Bildungsweg entsprechen müsse, der eine innere Geschlossenheit und der auch all die zeit- und die geldraubenden Verdrießlichkeiten vermeidet, die vielen Eltern bisher entstanden, wenn sie den Wohnsitz wechseln mußten und in dem neuen Ort nicht die Schulart vorfanden, an der ihre Kinder bisher ausgebildet waren. Daher wird eine beherrschende Hauptform geschaffen, die sowohl die Einseitigkeiten der bisherigen gegensätzlichen Schulformen vermeidet als auch ihre Werte in nationalsozialistischer Ausrichtung zusammenfaßt. Sie wird mit dem Englischen als erster Fremdsprache in der untersten Klasse beginnen und als zweite Pflichtsprache das Lateinische hinzunehmen, das damit allgemein eine ausgiebige Pflege erhält. Hiermit werden auch die Wünsche derer zum größten Teil erfüllt, die bisher das Gymnasium wegen der gründlichen Ausbildung im Lateinischen für ihre Kinder wählten.

Das Gymnasium wird jedoch als eine für unsere Kultur wesentliche Bildungsanstalt weiter anerkannt und bleibt daher mit Latein als erster und Griechisch als zweiter Pflichtsprache bestehen. Daß die Zahl der Gymnasien um der Einheitlichkeit der deutschen Bildung willen und bei der ausgesprochenen Sonderart dieser Schulform künftig zahlenmäßig hinter der Hauptform zurücktreten muß, entspricht der nationalsozialistischen Entwicklung der Bildungsidee. Infolgedessen ist eine Umwandlung nichtgymnasialer Anstalten in Gymnasien nicht möglich, wohl aber soll an die Stelle von Gymnasien auf Antrag der Schulträger die Hauptform treten können.

Die Einfügung der Antike in den Bildungsplan aller höheren Schulen wird nicht nur durch die allgemeine Pflege des Lateinischen gewährleistet, sondern ist auch in starkem Maße in den neuen Richtlinien vorgesehen, die zur Zeit dem Stellvertreter des Führers zur Begutachtung vorliegen und mit deren Veröffentlichung zu Ostern 1937 gerechnet werden darf.

*

Bezeichnung der religiösen Bekenntnisse

(1) Die Bezeichnung Dissident besagte ursprünglich, daß ihr Träger keiner der anerkannten Religionsgemeinschaften angehörte. Im Sprachgebrauch hat sich dieser Begriff im Laufe der Zeit jedoch verengt. In weiten Kreisen versteht man heute unter einem Dissidenten einen Menschen, der glaubenslos ist.

(2) Die Bezeichnung Dissident kann daher nicht angewandt werden auf alle die Volksgenossen, die sich zwar von den anerkannten Religionsgemeinschaften abgewandt haben, die jedoch nicht glaubenslos sind.

(3) Eine Klarstellung der Bezeichnungen der religiösen Bekenntnisse ist deshalb erforderlich. Im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers und dem Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten bestimme ich daher, daß zukünftig in öffentlichen Listen, Vordrucken und Urkunden auf Grund ihrer Erklärung zu unterscheiden sind

a) Angehörige einer Religionsgemeinschaft oder einer Weltanschauungsgemeinschaft,

b) Gottgläubige,

c) Glaubenslose.

(4) Bei einer Personenstandsaufnahme 1937 wird in der Haushaltungsliste die Fragestellung, die sich bisher auf die Feststellung der rechtlichen Zugehörigkeit zu einer anerkannten Religionsgemeinschaft beschränkte, entsprechend geändert.

Berlin.

Zugleich im Namen des Stellvertreters des Führers und des Reichsministers für die kirchlichen Angelegenheiten:

Der Reichsminister des Innern.
(Unterschrift.)

*

Wird hiermit veröffentlicht.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Kunisch.

